Opp. 528
f.30

13334.

<36631156600014

<36631156600014

Bayer. Staatsbibliothek

Weinrauch f.

Gonzalez und seine Brüder tödteten den Sklaven der Donna Lambra etc.

Gotthold Ephraim Lessings

Kollektaneen zur Literatur.

Herausgegeben und weiter ausgeführt

von

Johann Joachim Eschenburg.

Zweyter Theil.

H. — O.

Wien, 1804.

Im Verlage bey Anton Pichler.

Wb/66/886

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kollektaneen

zur

Literatur.

Bayerische Staatsbibliothek München

H.

Friedrich von Hagedorn. Sein Vater war dänischer Resident in Hamburg, dessen Bruder in den nämlichen Diensten Viceadmiral war. Er studierte zu Jena, wo er ziemlich locker lebte, und Schulden wegen ein halbes Jahr auf dem Carcer sitzen mußte. Eine Zeit, die er sehr gut zubrachte. Er ging darauf nach England, wo er einige Jahre bey dem dortigen dänischen Gesandten als Sekretär, doch ohne Gehalt, stand. Seine Bedienung, die er hernach gleichfalls als Sekretär bey dem englischen Court in Hamburg erhielt, trägt ungefähr 600 Rthlr. ein. Er heyrathete eine Engländerin, die schon bey Jahren war, in der Meynung, viel Vermögen mit ihr zu bekommen. Diese lebt (im J. 1768) noch; und da sie auch das Wenige, was sie gehabt, bey ihm

Bayerische Staatsbibliothek München

zugesetzt hat, so genießt sie von dem englischen Court eine jährliche Pension von 600 Mark, nebst freyer Wohnung im Englischen Hause. Seine ersten Gedichte sind, wenn ich nicht irre, von 1729; und sie versprachen den Mann nicht, der er in der Folge ward. Seine nachherigen Gedichte, nach welchen er allein zu beurtheilen ist, haben ihn Zeit und Mühe gekostet. Er war nie ohne seinen Horaz und weisse Kartenblätter in der Tasche, auf welchen er sich das anmerkte, was er hörte oder las, oder was ihm sonst an eignen Gedanken einfiel. Zwey oder mehr Futterale voll solcher beschriebener Kartenblätter sind an seinen Bruder nach Dresden gekommen; desgleichen ein Horaz, durch und durch mit Anmerkungen beschrieben. „Unter andern" (schrieb mir Hr. Fuchs, Pastor in Zehren bey Meissen, den 15ten Oktober 1755.) „fanden wir," (nämlich er und der Legationsrath v. Hagedorn,) „daß er noch kurz vor seinem Tode Ihre schöne Auslegung über die Ode: Parcus deorum cultor et infrequens, sorgfältig eingetragen, und dieselbe als etwas Ungemeines gar sehr bewundert, und mit vielen Lobsprüchen begleitet hatte. Ein Bentley, hieß es zuletzt, würde sich sehr geschmeichelt haben, wenn er dergleichen Einfälle gehabt hätte." u. s. w. — Die Unterstützung, welche Hagedorn diesem Fuchs verschafte, gereicht ihm zur Ehre. Die-

ser ließ auf seinen Tod auch ein Gedicht drucken, welches er mir damals schickte. Aber es scheint, daß diese Unterstützung selbst den Stachel stumpf machte, welcher Fuchsen antreiben konnte, sich weiter zu zeigen. — Hagedorn speiste einmal bey Carpsern in Gesellschaft des Ritters Taylor, und verschiedner andrer, worunter auch Lipstorp war. Taylor sprach beständig, und ließ keinen zu Worte kommen, worüber Hagedorn ungeduldig wurde; und das nächstemal einen gewissen Mann, welcher das Etablissement Sola Bona Quae Honesta bey Hamburg hatte *), anstellte, ihn zu Boden zu plaudern, und ihn nichts aufbringen zu lassen, was er ihm nicht widerspräche. Dieses gelang; und Taylor, dem man weiß machte, daß dieser Mann ein polnischer Woywode sey, denn er sprach ein ziemlich polnisches Latein sehr fertig, getraute sich kaum, den Mund mehr aufzuthun. Lipstorp, der sonst ein Mann von wenig Worten war, trank bey dieser Komödie etwas reichlich, so, daß er darüber sehr gesprächig wurde; worauf Hagedorn aus dem Stegreif die Zeilen machte:

O Wunder! welches sich hier zeigt:
Daß Lipstorp spricht, und Taylor schweigt!

*) Ein nicht sonderlich berufenes, und seiner Ueberschrift sehr unwürdiges Haus. E.

Hagedorn starb an der Wassersucht, die er sich allerdings durch sein unmäßiges Trinken zugezogen hatte. — Dieser Mann, der in seinen Schriften so vorsichtig, so anständig und so gutherzig war, war in seinem mündlichen Umgange äußerst beissend und beleidigend; und hierin war der Herr von Bar gerade das Gegentheil von ihm, der seiner Feder mehr Freyheit erlaubte, als seinem Munde, und durch seine Reden kein Kind zu beleidigen im Stande war. Einsmals wurde von einer Uebersetzung aus dem Englischen gesprochen, und einer sagte, es habe sie ein Kaufmann gemacht, und es sey wirklich viel, daß ein Kaufmann so übersetzen könne. Pah! sagte Hagedorn, das thun die Kaufleute alle Tage! Ein Wortspiel; aber ein bitteres!

Einen Theil von den oben gedachten Kartenblättern hatte sich die Demoiselle Reimarus abgeschrieben, bey der ich sie gesehen habe. Es sind sinnreiche Stellen aus französischen, englischen, und lateinischen Schriftstellern und Dichtern, so, wie H. seine Noten damit auszuspicken pflegte. Einiges ist darunter, das ich nicht finde, wo er es her hat, und das ihm vielleicht handschriftlich war mitgetheilt worden; z. B. ein französisches Epigramm auf den Baron Holberg:

Philosophe mocqueur, Comique atrabilaire,

Il mord & divertit tour à tour le prochain.
Des Danois cependant il seroit le Molière,
S'il n'en étoit pas le Jourdain.

Die vollständigste Lebensbeschreibung, die man bisher von diesem klassischen Dichter unsers Vaterlandes hat, ist die vom Hrn. Regierungsrath Schmid in Giessen, in seinem Nekrolog deutscher Dichter, (Berl. 1785. 2 Bde. 8.) B. I. S. 278 — 321. Sie hat dadurch destomehr Werth und Glaubwürdigkeit erhalten, daß der sel. Legationsrath v. Hagedorn in Dresden Hrn. S. mit Materialien dazu behülflich war, als er sie im zweyten Bande seiner Biographie der Dichter zuerst mittheilte. Hagedorn wurde den 23. April 1708 zu Hamburg geboren. Nach Jena gieng er im J. 1726, und 1729 nach London, wo er bis ins Jahr 1731 blieb. Erst 1733 wurde er zu Hamburg Sekretär beym englischen Court, oder bey der Societät der dort angesessenen englischen Kaufleute. Die erste, noch immer merkwürdige Sammlung seiner Gedichte, hat den Titel: F. von H. Versuch einiger Gedichte, oder Erlesene Proben poetischer Nebenstunden; Hamburg, 1729. 8. Hr. Schmid giebt von dem Inhalte dieser Sammlung, und

ihrer Vorrede, eine nähere Anzeige; nur verdienen aus der letztern noch folgende Worte angeführt zu werden, weil der Dichter darin schon damals seine Manier sehr treffend charakterisirt: „Die Anmuth, sagt er, mit der Tiefsinnigkeit, das Feuer mit der Ordnung und Reife, die Schönheit wohlgewählter Worte mit der Schönheit neuer Gedanken, die Natur mit der Kunst zu verbinden, und hiebey Abwege und Ausschweifungen zu vermeiden, schien mir jederzeit nichts geringes; und meine Eigenliebe war nie leichtgläubig genug, um sich mit der süßen Einbildung zu schmeicheln, daß ich diese Stufen wirklich beschreiten können." — Von der wohlthätigen Unterstützung, die er dem Prediger Fuchs in seiner Jugend gewährte und bewirkte, sehe man gleichfalls Schmid's Nekrolog, S. 303 ff. wo man auch von dessen Gedichten weitere Nachricht antrift.

Die französischen Verse auf Holberg sind vom Hrn. von Bar, und stehen unter seinen Epigraphen, dergleichen er viele auf französische u. a. Bücher in seine Babioles Litteraires & Critiques eingerückt hat. Dieses hier steht im zweyten Theile derselben, S. 32, mit der Aufschrift: A la tête du Thèatre Danois, & devant

toutes les Oeuvres du Baron de Holberg, & ſous ſon Portrait même.

Hamburg. (Geſchrieben daſelbſt im Jahr 1768 und 1769.)

Unter dieſem Artikel will ich das Wenige ſammeln, was ich hier Merkwürdiges in die Kunſt und Literatur einſchlagendes geſehen und bemerkt habe. *)

1.

Eine ſchöne Sammlung portugieſiſcher Bücher habe ich bey Hrn. Rameyer geſehen, der mit ſeinem Bruder, Peter Rameyer, an dreyßig Jahre ſich der Handlung wegen zu Liſſabon aufgehalten hat, wo ſie ein anſehnliches Vermögen erwarben, mit welchem ſie ſich wieder nach Hamburg begaben, wo ſie von ihren Intereſſen und gelegentlichen Geſchäften, als Diskontiren, lebten. Peter iſt ſchon ſeit einigen Jahren todt, und muß von beyden Brüdern der fleißigſte und wißbegierigſte geweſen ſeyn. Er hat die ganze Bibel, mit ſamt den apokryphiſchen Büchern, in die portugieſiſche Sprache überſetzt, auf welche er

*) Ueber das, was Leſſing hier von meiner, von mir immer noch innigſt geliebten, Vaterſtadt, während ſeines dortigen Aufenthalts angemerkt hat, will ich nur einige kurze Erinnerungen unten hinzuſetzen. E.

besondern Fleiß gewandt hat. Leute, die es verstehen können, versichern, daß seine Uebersetzung sogar besser sey, als diejenige portugiesische, welche die Holländer zu Batavia in drey Oktavbänden drucken lassen, und deren Verfasser Almeida heißt. Es versteht sich, daß Rameyer nicht aus den Grundsprachen übersetzt hat, sondern aus den englischen, deutschen und holländischen Uebersetzungen zugleich, so, wie ihm bald die eine, bald die andre, vorzüglicher schien. Aber auch Almeida hat nicht aus der Grundsprache übersetzt. Rameyer hat das eigenhändige Manuskript seines Bruders in drey Folianten binden lassen; und es würde immer eine Stelle in einer großen Bibliothek verdienen. *)

Wenn sie einmal gedruckt werden sollte, würde Rameyer indeß nicht der einzige Deutsche seyn, der einen Platz unter den portugiesischen Schriftstellern einnähme. Ein gewisser Heinrich Ahlers, ein geborner Hambur-

*) Der eine von diesen Gebrüdern Rameyer lebt noch jetzt (im Oktober 1689) in Hamburg, in einem hohen Alter, ob er gleich vielleicht seit länger als zehn Jahren nicht aus seinem Hause gekommen ist. Die Sammlung portugiesischer Bücher besitzt er noch, und in ihr die handschriftliche portugiesische Bibelübersetzung seines Bruders.

burger, welcher gleichfalls als Kaufmann um eben die Zeit in Lissabon gewesen, hat eine kleine Abhandlung von den Kometen geschrieben, welche daselbst gedruckt ist. Nach den flüchtigen Blicken, die ich darein thun konnte, zu urtheilen, muß Ahlers ein Mann von guten astronomischen Kenntnißen gewesen seyn; es wäre denn, wie es mir fast aus einigen Citationen scheinen wollte, daß er unsern Heine von Kometen ausgeschrieben und übersetzt hätte. Er durfte nicht fürchten, daß man in Portugal sein Plagium so leicht entdecken würde. Ahlers dedicirte sein Werk dem Könige, und weil er sonst in seinen Geschäften zurückgekommen war, ward er katholisch, in Hoffnung, durch den Hof sein Glück zu machen; aber er starb, ohne es gemacht zu haben. *)

Rameyer hat verschiedne geschriebene Sammlungen, in welchen viele merkwürdige Dinge befindlich sind. Außer einer Menge portugiesischer Gedichte, auch einen in dieser Sprache geschriebenen Traktat eines Juden, welcher nicht schlecht zu seyn scheint. Er hatte auch alle Sentenzen gesammelt, welche zu seiner Zeit wider die Juden gesprochen worden, die in den Auto's da Fe waren verbrannt worden; des-

*) Weder von dieser Schrift, noch von ihrem Verfasser, habe ich etwas weiters erfahren können.

gleichen Nachrichten von andern, damals vorgefallenen, Dingen; z. B. von dem Prozesse eines englischen Handlungshauses, Wingfield und Compagnie, um 1722, wegen überwiesener Ausfuhr des Goldes. Es war darauf, daß Wingfield gehangen werden sollte, wenn sich nicht der König von England ausdrücklich für ihn interessirt hätte, auf dessen Fürsprache er gänzlich frey und losgesprochen ward. Die deutschen Kaufleute, welche in Lisabon alle unter dem Namen der Hamburger passiren, haben ihren eignen Patron, vor dem sie allein belangt werden können. Von diesem erhalten sie eine Art von Paß, auf welchen sie sich verschiedner Vorrechte bedienen können, z. B. mit Gewehr zu gehen, bey Tage und bey Nacht, mit und ohne Licht, welches keinem Portugiesen frey steht. Ich habe da diesen Paß im Original gelesen; wie auch die Abschrift des lateinischen Briefes von dem Senat zu Hamburg an den König von Portugal, bey Uebersendung zweyer Schiffe mit Baumaterialien, nach dem Erdbeben von 1755, nebst der, gleichfalls lateinischen, Antwort des Königs.

Unter den portugiesischen gedruckten Büchern waren auch vier bis sechs Bände Predigten von dem Jesuiten Vereida, der für ihren besten geistlichen Redner gehalten wird: eine Beschreibung des Klosters zu Mafra,

welches der vorige König, Johann V, bauen lassen. Die Aussprache des Portugiesischen hat nicht viel Schwierigkeit; was vornehmlich dabey zu merken, ist das ão, welches als ong ausgesprochen wird *).

2.

Ein hiesiger Geldwechsler, Herr Albrecht Balemann, hat eine schöne Sammlung von Münzen und Medaillen neuerer Zeit, worunter sehr seltene Stücke sind. Unter den Medaillen habe ich viele von Hedlinger und dem Genfer Dacier daselbst gesehen; desgleichen die große goldne Medaille mit dem Brustbilde August's II, Königs von Polen, die 100 Dukaten wiegt, von Groskurt; auch eine silberne Schaumünze auf Newton, sehr schön, von J. C. **).

*) Man hat, wie bekannt, jetzt eine sehr gute portugiesische Grammatik von dem verst. Legationsrath v. Junk, Frankf. a d. O. 1778. 8. Die Einleitung derselben, die auch besonders zu haben ist, enthält einige Nachrichten von der portugiesischen Literatur, und von Büchern, die über Portugal geschrieben sind.

**) Diese Balemannische Münzsammlung ist schon längst durch öffentlichen Verkauf vereinzelt worden.

Balemann hat auch eine kleine Sammlung von Gemmen, geschnittenen und ungeschnittenen, unter welchen ich einen Onyx bemerkte, worauf ich den Oedipus mit seinen Töchtern zu sehen glaubte, erhaben geschnitten, in der Größe einer welschen Nuß, oval, nach der Länge. Auf einem Postamente steht ein Sphinx: neben demselben ist ein alter Mann hingesunken, in einer kraftlosen verzweifelnden Stellung. Vor ihm stehen zwey Frauenspersonen, wovon ihn die eine an einer Schnur zu halten scheint; beyde, als ob sie ihm Trost zusprechen wollten.

3.

Die Manuskripte und beschriebenen Bücher, welche Johann Albert Fabricius hinterlassen, blieben bey dessen Schwiegersohne, dem Professor Reimarus, dessen Sohn sie jetzt gern zusammen verkaufen möchte *) Eine Designation derselben wurde dem vierten Theile der Fabricischen Bibliothek, wie sie 1741 verauktionirt ward, beygefügt: doch nicht zum Verkauf sowohl, als um die Gelehrten wissen zu lassen, was davon vorhanden; wie ihnen denn auch der Gebrauch unter erforderlichen Bedingungen angeboten wurde. Erstlich kommen in dieser Designation vor: Scriptores cum MSS. collati vel emen-

*) Sie sind seit einigen Jahren in die königliche Bibliothek zu Koppenhagen gekommen.

dati. Von diesen möchte ich wohl noch nachsehen, und unter ihrem Titel beschreiben:

in Folio:

No. 4. Euripides Barnesii, cum castigatt. viri docti.

in Quarto:

No. 44. Vitruvius de Architectura, c. n. mss. Fabricii.

in Octavo:

No. 64. Solini Polyhistor. Fr. Lindenbrogius contulit cum duobus MSS. Gottorpiensibus et editione Spirensi atque Aldina, atque eruditas observationes ad auctorem ipsum illustrandum adjecit.

No. 209. Aristoteles de Arte Rhetorica et Poëtica, graece. Venetiae, 1586; collatus cum cod. mss.

Hierauf folgen: Codices MSS. veterum et recentiorum.

in Quarto:

No. 149. Theobaldi Episcopi Physiologus. Nochmals No. 249.

No. 155. Variae Lectiones ad Apollodorum ex Vaticano et Palatino codicibus MSS. excerptae a Gudio.

No. 194. Bartholomaei (per compendium Tholomaei et corrupte Ptolomaei dicti) Biblia Pauperum, i. e. Versus Memoriales in singula

Capita librorum biblicorum ex MS. Codice Bibliothecae Petrinae apud Hamburgenſes.

No. 204. Hrabani Mauri Gloſſarium Latino-Theotiscum, ex apographo Neſſelii.

Ferner: die Handſchriften von Johann Adolph Hoffmann, welche aus ſeinen Arbeiten über den Juſtinus, und einigen Excerptenbüchern beſtehen.

Endlich: Libri a J. A. Fabricio editi aut edendi, et libri aliorum, quibus idem aliquid adſcripſit:

No. 276. Ad Vitam Melanchthonis Collectanea Fabricii.

No. 297. Journal der Teutſchübenden, von 1716. 17. Adjecit Fabricius apparatum librorum ad linguae germanicae Hiſtoriam et Origines, Lexica, Grammaticam, Eloquentiam et Poëſin ſpectantium.

4.

Den 24ſten Jänner 1769 habe ich den Senior Goeze zuerſt perſönlich kennen lernen. Ich beſuchte ihn auf ſeine widerholte Einladung, und habe einen in ſeinem Betragen ſehr natürlichen, und in Betracht ſeiner Kenntniſſe gar nicht unebnen Mann an ihm gefunden. Wir ſprachen zuerſt von der hieſigen öffentlichen Bibliothek. Der Profeſſor und

Bibliothekar Wolf hat sich seit 1739 ihrer so bemächtigt, und sich s. unerlaubte Dinge mit ihr herausgenommen, daß es unbegreiflich ist, wie man ihm alles so für genossen hat ausgehen lassen. Der verstorbene Pastor Wolf und dieser sein Bruder hatten eine gemeinschaftliche Bibliothek; und als jener starb, fand man zwar kein förmliches Testament, aber doch einen schriftlichen Aufsatz, vermöge dessen er seinen Antheil der öffentlichen Bibliothek vermachte, doch mit der Bedingung, daß sein Bruder Zeitlebens den Gebrauch davon behalten, und nicht genöthigt seyn sollte, sie abzuliefern. Weil sich diese Bibliothek nun in einem öffentlichen Predigerhause befand, welches gebauet werden mußte, so ließ sich Wolf gefallen, sie auf die öffentliche Bibliothek zu räumen, für welche die Stadt, in Rücksicht auf dieses Vermächtniß, ein neues Gebäude hatte aufführen lassen. Hiedurch nun glaubte Wolf ein Recht erlangt zu haben, mit der ganzen Bibliothek zu schalten und zu walten, wie er wollte. Er schlug sogar seine Wohnung darin auf, schnitt die Kupfer aus den Büchern, um sie in eigne Sammlungen zu bringen, und kehrte das Unterste zu Oberst zu, alles ungerügt, weil er sich geäußert hatte, daß er nicht allein seinen Antheil an der Bibliothek, sondern auch noch sein ganzes Vermögen, das sich vielleicht auf 30,000

Mark belaufen mag; der öffentlichen Bibliothek vermachen wollte. Er hatte sich hierzu unter der Bedingung erbothen, daß man einen gewissen Studiosum Wolf, einen bloßen Namensvetter von ihm, denn er zu sich genommen hatte, und an dem Katalog arbeiten ließ, ihm adjungiren und substituiren sollte. So sehr sich Goeze dagegen setzte, und so ungewöhnlich hier eine solche Survivance ist; so gieng es doch bey den Oberalten durch, und er erhielt die Vokation für seinen Amanuensis. Aber was er nun mit dieser Vokation machte, ist erstaunlich! Er brauchte sie nicht, um den jungen Mann damit zu beglücken, sondern ihn damit zu peinigen. Denn er hatte sich unterdessen mit ihm überworfen. Siehst du, Bestie, sagte er zu ihm, das habe ich für dich thun wollen! Das Glück hast du bey mir verscherzt! Das sollst du nicht allein nun nicht haben, sondern nun will ich dich auch noch zum Hause hinausprügeln lassen! Indem giebt er einem dazu bestellten Kerl einen Wink, und Wolf hatte Zeit, sich aus dem Staube zu machen. Die Geschichte ist gewiß; und dieser Wolf ist jetzt Prediger in Norderditmarschen. Er verklagte hierauf den Professor, weil er ihm für seine Arbeit an dem Katalog noch Geld schuldig geblieben war. Der alte Teufel wird einmal über das andre citirt; aber, ohne jemals zu erscheinen, ohne die geringste Erklärung wegen des aus-

gewirkten Adjunkts zu thun, bleibt er ruhig auf seiner Bibliothek, und fragt nach allem nichts; versichert, daß die Oberalten zu gut rechnen können, als daß sie einem Manne sollten Unrecht geben, der die Stadt enterben kann *).

Hierauf sprach ich mit Goeze'n über seine Streitigkeit mit Semler, in welcher G. nun wohl offenbares Recht hat. Semler hat von dem Komplutensischen Neuen Testamente gesprochen, ohne es gesehen und untersucht zu haben **). Die Spanier müssen allerdings Ma-

*) Nach Wolf's Tode, der auf der Bibliothek selbst erfolgte, in welcher er bis an sein Ende in allem Verstande hausete, ist die Aufsicht über die Bibliothek zwey Professoren des Gymnasii übertragen worden, durch deren Bemühung sie nun auch schon größtentheils in Ordnung gebracht ist.

**) Goeze gab drey verschiedne Schriften zur Vertheidigung der Komplutensischen Bibel wider die Wetsteinischen, und besonders wider die Semlerischen Beschuldigungen in den Jahren 1765 bis 1769 heraus. Auch Hr. Michaelis urtheilt in seiner Einleitung ins N. T. Aufl. 3. S. 671 von diesen Schriften, daß sie Jeder haben müsse, der richtig von dieser Po-

nuskripte gebraucht haben, und die Stelle im Johannes ist aus der Vulgata nicht übersetzt worden. Sie würden sonst, wie die Vulgata lieset, gewiß ἐν εἰσι übersetzt haben, und nicht εἰς το ἐν. Es ist zwar wahr, die noch übrigen Codices haben diesen Spruch gar nicht, bis auf den Berlinischen, welchen Christian Rau dem Churfürsten verkaufte. Aber das geht sehr weit diesen Rau darum zum Betrüger zu machen, und vorzugeben, daß ihn Rau selbst aus der Komplutensischen Ausgabe abgeschrieben habe*). Goeze hat ei-

lyglotte urtheilen will, und daß sie in ihnen so vollständig beschrieben sey, als bisher noch keine andre; und er selbst fand sie bey eignem Gebrauch in mehrern biblischen Büchern von Verfälschungen aus dem Lateinischen völlig so rein, als G. sie gemacht hatte.

*) Umständlich handelt von diesem Rauischen Codex Hr. Michaelis in s. Einl. S. 544 bis 561, und giebt von einigen darüber angestellter Untersuchungen Nachricht, die ihn doch noch nicht vermochten, diese Handschrift für unächt, und mit la Croze, Semler, u. a. für eine bloße Abschrift aus der Komplutensischen Bibel zu halten. Die neueste und vollständigste Un-

ne vortrefliche Sammlung von Bibeln, und besonders den ersten Ausgaben von Luthers Uebersetzung. Luthers letzte Revision seiner Bibel ist von 1545, welche denn auch bey Beurtheilung seiner Sprache in meinem Lexikon zum Grund gelegt werden müßte, in seinen übrigen deutschen Schriften ist Luther bis an sein Ende weit nachlässiger geblieben, und er hat auf keine derselben den Fleiß verwandt, den er auf die Bibel wandte. — Ein Neues Testament nach seiner Uebersetzung in Niedersächsischer Sprache, doch ohne seinen Namen, ist zu Hamburg 1523 in Oktav gedruckt, und äußerst selten, weil damals das Papstthum in Hamburg noch herrschte; wie denn auch die katholischen Prediger damals sehr eiferten, daß der gemeine Mann dieses deutsche Testament mit in die Kirche brachte *). Die Dru-

tersuchung darüber ist vom Hrn. Feldpred. Pappelbaum, Berl. 1785. 8. herausgegeben, worin dargethan wird, daß es allerdings eine bloße aus der Komplutensischen und Stephanischen Ausgabe des N. T. geflossene Kopie sey.

*) S. Goezens Versuch einer Historie der gedruckten Niedersächsischen Bibeln, (Halle, 1775. gr. 4.) S. 166. ff. wo er diese Ausgabe ausführlich beschreibt, aber doch

ckerei muß in Hamburg sehr spät in Gang gekommen seyn. Das älteste, was Goeze gesehen, und selbst hat, ist ein kleines Buch: De veer Uttersten, d. i. die vier letzten Dinge, in kl. 8. gedruckt, 1515, und so gothisch und schlecht, als kaum eines, das zwanzig oder dreißig Jahre früher gedruckt ist. Doch soll Maittaire ein zu Hamburg gedrucktes Buch anführen, das zehn Jahre älter ist*). — Die Niedersächsische Bibel, welche unter Bugenhagen's Aufsicht übersetzt, und zu Lübeck 1534 gedruckt worden, und die man das

vermuthet, daß sie nicht in Hamburg, sondern in Holland, und wahrscheinlich zu Antwerpen, gedruckt sey.

*) Auch von diesem kleinen Buche von $10\frac{1}{2}$ Bogen, in breitem Oktav, welches von Meyster Hans Borchard im J. 1510 gedruckt ist, giebt Goeze in dem eben gedachten Versuche, S. 167, Nachricht. Herr Panzer hat es in s. Annalen der ältern deutschen Literatur nicht mit angeführt. — Beym Maittaire finde ich weder in noch um 1500 eines zu Hamburg gedruckten Buches erwähnt; wohl aber in Marchand's Hist. de l'Orig. de l'Impr. p. 86: Laudes B. Mariae Virginis; Hamb. ap. Jo. et Thom. Brochardum, 1491. fol. — Dieser Umstand verdiente überhaupt nähere Erörterung.

Ei vor der Henne nennt, weil damals selbst Luthers obersächsische noch nicht zusammengedruckt war, hat er auch *).

5.

Der Bürgermeister Greve hat eine schöne Sammlung von Gemählden, meistens aber von deutschen und niederländischen Meistern **). Aus der italiänischen Schule habe ich einen

*) Die Beschreibung dieser merkwürdigen Bibelausgabe s. gleichfalls in Geozens Versuch, S. 203 ff. Die Zeit ihrer Bekanntmachung war den 1. April, 1534, also um ein halbes Jahr früher, als die obersächsische Bibel herauskam, die in eben dem Jahre zu Wittenberg durch Hans Luft gedruckt wurde, und deren Privilegium erst vom 6ten August datirt ist. Es war Zeltner, der sie in s. Leben Hans Luffts, S. 40, Not. (P) ovum ante gallinam natum nannte.

**) Von dieser Sammlung ist das Meiste verkauft worden. Die Dennerischen Gemählde, wovon hier die beste Auswahl, und eine ordentliche Stufenfolge war, wurden nach England zu hohen Preisen verkauft; aber das Schiff, worauf sie übersandt wurden, verunglückte. Einige davon sollen beschädigt wieder gefunden seyn; und der Werth war versichert.

einzigen Luca Giordano bemerkt, welcher die Fabel von dem Satyr und dem Wanderer vorstellt, der aus Einem Munde kalt und warm bläst. Der Wandrer sitzt bey dem Napf, und bläst in dem Löffel; der Satyr steht voll Unwillen auf, und zeigt gegen seine Frau, die ein Kind auf dem Arm hält, auf den Wanderer. — Das vorzüglichste in diesem Kabinet sind die Stücke von Denner, der, wie bekannt, lange in Hamburg gearbeitet hat, und dem dieser Kunstliebhaber viel zu verdienen gab. Das vornehmste von diesen Stücken ist ein alter Frauenskopf, an welchem D. länger als zwanzig Jahre soll gearbeitet haben, und der, wie mir der junge Greve sagte, seinem Vater 1200 Dukaten gekostet hat. Es sind auch da verschiedne junge Köpfe, von eben diesem Meister, die eben so fleißig und gegossen gearbeitet sind; daß man also nicht sagen sollte, Denner habe nur Runzeln mahlen können. — Ausserdem sah ich Blumenstücke von Rachel Ruysch, und ihrem Lehrmeister, Wilhelm von Aelst; Landschaften von Poelenburg, mit allerliebsten weiblichen Figuren, von Herm. Saftleeven, und von Ferg, einem gebornen Wiener, der 1740 zu London starb, und dessen Stücke sehr selten sind. Ein vortrefliches Stück von Hugtenburg, den Entsatz einer

von den Türken belagerten Stadt vorstellend, hat mich ganz bezaubert. Welch ein Ausdruck der Affekten, der Furcht, des Schreckens, der Wuth, des Schmerzes, der Todesangst! und welche Gradationen in diesem Ausdrucke! Eugen kommt auf der Seite ruhig hereingeritten, ohne die geringste Miene, anzugreifen, oder sich vertheidigen zu wollen. Einige Schritte von ihm, der Fürst von Dessau mit einem andern Generale, der schon mit gezücktem Degen drohender aussieht, und zwey auf ihn sprengende Feinde, einem Türken und Mohren, erwartet. Hugtenburg starb 1733 zu Amsterdam: der Prinz Eugen ließ ihn seine Schlachten mahlen. — Ein schönes Küchenstück, ausserordentlich fleißig gemahlt, von Theod. Valkenburg; auch ein Blumenstück von Tamm, welcher ein geborner Hamburger war, und zu Wien 1724 starb. Er studierte Anfangs nach Mario Nuzzi, und hernach nach der Natur. — Ein schöner Lairesse: die Umarmung der Venus und des Mars, von dem ganzen Himmel erblickt; Merkur auf sie herabfahrend, um ihnen zu sagen, daß sie bemerkt werden. Ein kleiner Amor stößt den Merkur zurück, als ob er sie mit dieser Nachricht nicht stören sollte; andre Amors, mit den Waffen des Mars spielend; auf der Seite eine Bildsäule einer schwangern bekleideten Frauensperson, mit einem Tauben-

neste in der Hand, ohne Zweifel die Furchtbarkeit vorstellend. — Vornehmlich zwey kleine Stücke von Rubens: das Eine die Geschichte Aktäon's vorstellend, welcher die Diane mit den Nymphen überrascht. Aktäon bloß hinter einem Baume; so, daß man nicht begreifen kann, wie er hinter diesem so lange verborgen bleiben, oder so nahe herzuschleichen konnte. Des Kontrastes wegen ist unter den schönen jungen Nymphen, die ihre eigne oder Dianens Blöße zu verbergen suchen, auch eine alte häßliche Frau, welche der Diane ihr Oberkleid reicht, roth, mit Ermeln, und diese vorne mit goldenen Knopflöchern. Das zweite Gemählde ist die Entdeckung der schwangern Nymphe (Kallisto) aus dem Gefolge Dianens; die Nymphen ihr das Kleid abziehend; sie mit einer schuldigen Schaam sich sträubend; Diane in einiger Entfernung, die Hände vor Erstaunen zusammenschlagend; eine Gebehrde, die nicht edel genug ist. Aber das gefällt mir sehr wohl, daß die schönste, zärtlichste Bildung von allen der schuldigen Nymphe gegeben ist. — Auch noch eine kleine Skizze von Rubens: eine Maria mit dem Kinde auf dem Schooß, daß schon etwas erwachsen ist, und mit dem der kleine Johannes spielt.

6.

Die Geschichte der Hamburgischen Oper s. unten, im Artikel Oper.

7.

Denkmäler und Gemählde in den Kirchen. — Die bekanntesten Hamburgischen Mahler, deren Werke in den dortigen Kirchen zu sehen, sind: Wagenfeld, Rond und Engels. Von dem ersten und seinen Schülern finden sich verschiedne in der Heiligengeistkirche; das schönste und größte aber in der Johanniskirche, welches den Jakob in der Morgendämmerung mit dem Engel ringend vorstellt, und gewiß ein trefliches Gemählde ist. Die Wirkung der Morgenröthe auf alle Theile der Landschaft, die Aktion der Ringer, das Festhalten Jakob's, und dessen Begierde, seinen Gegner zu kennen, so wie das Losreissen und die Bemühung des Engels, sich nicht erkennen zu lassen, sind in den Handlungen und Gesichtern ungemein schön ausgedrückt. Dieses Gemählde ist im J. 1661 verfertigt worden. Des Künstlers Manier darin ist gewissermaßen Rembrandtisch; und in den Kleinern zeigt er eine reiche Komposition und gute Gruppirung. Füeßlin weiß von ihm nichts. Eben so wenig hat er den Engels gekannt, von dem er weiter nichts weiß, als was Oesterreich in der Beschreibung des Stenglinischen Kabinets von ihm sagt. Oesterreich glaubt, er sey ein Deutscher gewesen. Das war er allerdings; und zwar ein geborner Hamburger, wie aus seinem Epitaphium zu sehen ist, welches in der Johannis-

kirche steht, und eine trefliche Perspektiv, von ihm selbst gemahlt, vorstellt. *)

8.

Was war das für ein buntes Zeug, in welches man sich so allgemein in Hamburg zu kleiden pflegte, als Huetius auf seiner Reise nach Schweden **) hier durchgieng? Er sagt

*) Die Inschrift dieses Denkmals findet man in Theod. Anckelmanni Inscript. urb. Hamb. ex ed. Fabricii, (Hamb. 1706. fol.) p. 53. Nach derselben ist er 1592 den 24. Aug. zu Hamburg geboren, hat sich, nach vielen Reisen, daselbst niedergelassen, und ist den 30. Aug. 1654 gestorben. Das Epitaphium, heißt es zuletzt, ist dem Schöpfer aller Engel zu Ehren gesetzt und aufgerichtet worden.

**) Huett trat diese Reise, in Bochart's Gesellschaft, im J. 1652 an, wie er in s. Commentar. de Rebus ad cum pertinentibus (Amst. 1718. 8.) p. 73 erzählt. Ebendas. S. 119 gedenkt er seines Aufenthalts in Hamburg nur ganz beyläufig, und führt bloß an, daß er den berühmten Lambeck und die Stadtbibliothek gesehen habe. Was für eine Kleidung er aber in den obigen Versen im Sinne hat, läßt sich schwerlich errathen; vielleicht eine solche Art bunten Kattuns,

in der poetischen Beschreibung dieser Reise (Poëmata, edit. 4. p. 56.):

— — — — Albim
Hamburgique alacris tandem veſtigia figo.
Hic pi&turatas in veſtimenta tapetas
Induitur populus; camposque urbesque videres
Inſtratis geſtari humeris; Junonius ales
Talia non varia pandit ſpe&acula cauda,
Nec tot in imbrifera pinguntur nube colores.

Hamilton. La Grande Bretagne pourroit encore reclamer Mr. Hamilton, habile peintre d'hiſtoire, établi à Rome, & dont les talens ſont connus par ſix grands tableaux tirés de l'Iliade. Ils ont été ſuperieurement gravés ſous les yeaux de l'Artiſte, par Mr. Cunego, Venitien. v. Lettre ſur l'état a&uel des arts liberaux en Angleterre, par Mr. PINGERON,

oder andern gedruckten Zeuges, dergleichen es allerdings gab, und zum Theil noch giebt. Wäre ein Modejournal damaliger Zeit vorhanden, so ließe sich Lessings Frage vielleicht beantworten.

Capit. d'Artillerie au Service de Pologne. Gazette Litt. Juin, 1768. p. 308.

Füeßlin gedenkt seiner im ersten Supplement; aber ganz im Vorbeygehen, ohne von seinen Werken etwas namhaft zu machen.

Etwas mehr sagt Füeßlin in der neuen Ausgabe seines Allg. Künstlerlexikon von diesem Gawin Hamilton: „Ein engländischer Mahler von etwa 42 Jahren, war um 1760 einer der besten Historienmahler zu Rom, der die Antiken mehr als die meisten studiert zu haben scheint; man setzt aber an seiner Arbeit ein allzu schwaches Kolorit aus. Er gab 1773 eine Sammlung von Kupferstichen unter dem Titel: Schola Italica Picturae, heraus."

In der Bibl. d. sch. Wiss. B. V. S. 380, wird er in einem Schreiben aus Rom wegen seiner Belesenheit in den Klassikern, seiner großen Kenntniße in den Alterthümern, und seiner treflichen Beobachtung des Kostume, gerühmt. „Er mahlt jetzt, heißt es weiter, vier Stücke aus der Ilias des Homer. In Ansehung der Erfindung und Uebereinstimmung kann nichts besseres seyn. Er bekommt für jedes 1000 Dukaten von einem Mylord." Ebendas. B. XII, S. 376, werden drey neue Gemählde von ihm angeführt und beschrieben, worunter zwey nach dem Homer sind. — Von den großen Blät-

tern, die Cunego nach ihm gestochen hat, sind mir folgende bekannt: Andromache occisum Hectora luget — Briseidem ob raptam ira succensus Achilles — Brutus beym Tode der Lukretia — L'Innocenza.

Das von Füeßlin angeführte Kupferwerk hat den Titel: Schola Italica Picturae: s. Selectae quaedam summorum e schola Italica Pictorum Tabulae aere incisae cura et impensis G. Hámilton, Pictoris; Romae, 1773. fol. maj. — Es giebt noch mehrere, auch noch lebende, englische Mahler dieses Namens, die man nicht mit ihm verwechseln muß. Vornehmlich hat man nach William Hamilton verschiedne neuere Kupferstiche.

Haym. Der Verfasser des Tesoro Britannico, und des Werks von seltenen italiánischen Büchern, ist, glaube ich, eben der Nicholas Haym, der zu London vor Heidegger'n die Direktion der Opernbühne auf dem Haymarket hatte. Wenn das ist, so vermuthet der Verfasser des Companion to the Playhouse sehr unrichtig, daß er ein Deutscher gewesen sey. Er war ein Römer von Geburt; und sein Vorname war Nicolao Francesco. Er starb 1729, welches in jenem Buche gleichfalls nicht angegeben wird. Eben so

ist daselbst ein Irrthum in Ansehung Heidegger's, der für einen Dutchman or Fleming ausgegeben wird. Er war ein Schweizer.

In der neuen und sehr verbesserten Ausgabe von Baker's Companion to the Playhouse, die 1782 zu London in zwey Bänden gr. 8. herauskamen, sind die Artikel beyder, sowohl Haym's als Heidegger's, ganz weggelassen worden; und mit Recht, weil beyde gewiß keine Schauspieldichter, sondern nur Operunternehmer waren, und nicht Verfasser derer Opern, die in der ältern Ausgabe ihnen beygelegt sind, weil man unter der Zueignungsschrift derselben ihre Namen fand. Mehr wird freylich dort auch nicht gesagt, und bey Haym die Vermuthung hinzugesetzt, daß die Verfasser dieser Opern wahrscheinlich armselige und unberühmte Miethlinge waren. Von Haym s. den Art. beym Jöcher. — In der Vorrede zu seinen Tesoro Britannico finden sich noch einige Lebensumstände von ihm, die ich hier auszeichnen will. Haym sagt darin selbst, daß er von Geburt ein Römer war, und daß sein Hauptstudium die Musik gewesen; er habe aber seine Fertigkeit im Zeichnen zur Abbildung und Aetzung der in jenem Werke enthaltenen Münzen, während seines Aufenthalts in London, angewandt. Der Graf Halifax habe ihm

ein jährliches Gehalt gegeben, und zur Beförderung seines Unternehmens beygetragen; nach dessen Tode habe der Graf von Carnarvon ihn zu sich genommen, und auf gleiche Weise unterstützt. Auch rühmt er Masson's und Benedetti's Beyhülfe. Das Werk erschien zu London, 1719 und 20, unter dem Titel: Nicola Franc. Haym del Tesoro Britannico Parte I, overo il Museo Numario, ove si contengono le Medaglie Greche e Latine in ogni metallo e forma, non prima publicate. 2 Vol. 4. c. ff. Eine lateinische Uebersetzung davon erschien zu Wien, unter folgender Aufschrift: Nic. Franc. Haym, Romani, Thesauri Britannici; s. Museum Numarium — — interprete Aloysio Comite Christiani, Mediolanensi, Vindob. 1763. 65. 2 Voll. 4. c. ff. Der zweyte Band ist von dem, durch seine Münzkunde bekannten, Jesuiten, Joseph Khell, übersetzt. Beyde Bände enthalten bloß griechische Münzen der Völker, Städte und Könige, nebst einigen römischen Familien- und Kaisermünzen. Haym's Plan gieng viel weiter; er wollte in mehrern Bänden, ausser mehrern in England befindlichen römischen Münzen, auch noch eine ähnliche Sammlung von Gemmen, Statuen, und andern Alterthümern herausgeben, welches

aber nie geschehen ist. Chishull's Schreiben an Haym, vor dem zweyten Bande, ist ihm freylich sehr rühmlich; nicht so aber das nachherige Urtheil der meisten Münzgelehrten, die beym nähern Gebrauch des Werks das Mangelhafte und Unzuverlässige desselben einsahen und rügten. Die schärfste dieser Rügen findet man in der Vorrede des sehr empfehlungswürdigen Eſſay on Medals, Lond. 1784. 8. p. IX. „In 1720 Nicolao Haym, an Italian fiddler, publiſhed' at London his Teſoro Britannico, or Britiſh Treaſury, in Italian and Engliſh, in which he propoſed to engrave and deſcribe, in about twelve quarto volumes, all the coins, ſtatues, gems, etc. to be found in cabinets in England, and not before made publick. He has accordingly given two volumes of Greek and Roman coins, with his explanations. But what explanations! If but a letter appears on a coin, he can aſcertain to what name that letter belongs; if but a noſe, he will find a face to it; if the coin is quite bare, to divine its ancient forms, coſts him not a thought. Medals and Authors are miſrepreſented, as objects in the eyes of a madman. With the help of Diogenes Laertius he will

find all the philoſophers of Greece upon old coins! Yet the reveries of this raſh' forſennato have been followed with much reverence by metallic writers, while to people of ſenſe they afford laughter, and utter diſguſt. Khell, a German medalliſt of ſome credit, has even lately republiſhed Haym's ſtrange maſs, with additions. But had he inſpected the original medals, or known the character which that pityful work bears here where only it can be duly eſtimated, or indeed been poſſeſſed with any judgment, he would not have incurred the imputation of trying to perpetuate the groſs errors of ſo very fooliſh a bauble." — — Die Notiza de' Libri Rari nella Linqua Italiana von eben dieſem Haym, die zu London 1726 in gr. 8vo herauskam, iſt faſt nichts weiter, als ein magrer Auszug von Büchertiteln aus des Fontanini bekannter Bibliotheca dell' Eloquenza Italiana; und wer dieſe, beſonders in der vermehrten Ausgabe des Apoſtolo Zeno, beſitzt, kann jene füglich entbehren. Auch die Bemerkung der Seltenheit durch beygeſetzte Sternchen iſt meiſtens ſehr unzuverläſſig und verſchwenderiſch angebracht. Beyläufig ſieht man aus der Nachweiſung

des Registers, das die saubre zu London bey Tonson 1724 in zwey Groß-Quartbänden herausgekommene Edition des Tasso, und der ebendaselbst 1722 in gr. 8. erschienene ansehnliche Abdruck von der Merope des Maffei, von eben diesem Haym sind veranstaltet worden.

Hellenisten. Von den verschiedenen Meynungen, wer die Hellenisten gewesen, deren in der Apostelgeschichte mehrmals gedacht wird, s. Fabric. Biblioth. Gr. L. IV. c. V. p. 226.

Der Erfinder des hellenistischen Dialekts, in welchem das Neue Testament geschrieben seyn soll, war J. J. Skalliger, in den Animadverss. In Eusebium. p. 124. Diesem folgte hierin Daniel Heinsius, in s. Exercitt. ad Nonnum, welchem Grotius, Rich. Simon, und andre beystimmten. — Dieser Meynung aber widersetzte sich aus allen Kräften Claud. Salmasius in s. Commentario de linqua Hellenistica, seinem Funero Hellenistico, und seinem Offilegio, in welchem letztern, S. 387, er den Joh. Drusius für den Erfinder dieser Meynung angiebt. Diese Werke des Salmasius verdienen sehr, daß ich sie mit Fleiß einmal lese, besonders das erstere, in welchem er von den griechischen Dialekten überhaupt handelt.

Die hieher gehörigen Stellen in der Apostelgeschichte sind Kap. VI, V. 1. Kap. IX, V. 29. und Kap. XI, V. 20 — Fabricius führt am angef. Orte die zwischen dem Salmasius, Heinsius, und andern Gelehrten über die hellenistische Mundart gewechselten vielen Streitschriften an, und erwähnt in der Anmerkung sieben verschiedne Meynungen darüber, worunter er der ersten, daß unter den Hellenisten keine andern als die Heiden überhaupt zu verstehen sind, den meisten Beyfall giebt. Salmasius verstand darunter die sogenannten Proselyten der Gerechtigkeit aus der jüdischen Nation; und Heinsius die gräcisirenden Juden, welche sich zwar der griechischen Sprache, aber ganz nach der hebräischen Form, bedient hätten. — Auch vergleiche man, was Hr. Hofrath Harleß in seiner Introd. in hist. linguae Graecae, (Altenb. 1778. 8.) S. 628 f. hierüber sagt. Mit Recht urtheilt er, daß man unter den Hellenisten keine besondre Nation verstehen könne, die sich einer ganz eignen griechischen Mundart bedient hätte; ob man gleich zugeben müsse, daß die griechische Schreibart des N. T. aus einer Mischung des Griechischen und Hebräischen entstanden sey, und daß die Uebersetzung der siebenzig Dolmetscher zur Bildung derselben sehr viel

beygetragen habe. Er weist zugleich noch mehrere Bücher nach, worin man die Streitschriften über diese Materie aufgeführt findet. — Auch findet man ebendas. Prolegg. p. XXIV ff. die vornehmsten Schriften über die verschiednen griechischen Mundarten angezeigt.

Am gründlichsten und einsichtsvollsten hat unter den neuern biblischen Kritikern der Herr Ritter Michaelis, in s. Einleitung in die göttlichen Schriften des Neuen Bundes, (Ausg. 3. Göttingen, 1777. 4.) Th. I. §. 16 — 30, die Materie von der Sprache des Neuen Testaments untersucht und erörtert. Er gedenkt daselbst §. 19. dieser Streitigkeit über die Frage, ob man das Jüdischgriechische des N. T. hellenistisch nennen dürfe oder nicht; und setzt hinzu: „Solche Streitigkeiten bloß über Namen, die Jeder gebrauchen kann, wie er selbst will, wenn er sie nur vorher allenfalls definirt hat, verlange ich weder zu erzählen, noch zu beurtheilen.“ Wichtiger ist allerdings die von ihm weitläufiger geprüfte Frage über die mindere oder größere Reinigkeit der neutestamenlischen Schreibart.

Hermä. So nennt man alle viereckige steinerne Pfeiler, oben mit einem Kopf: der gemeinten Meynung nach, weil dem Hermes

dergleichen zuerst gesetzt worden, zum Andenken dessen, was ihm auf dem Berge Cyllene von den Söhnen des Chorikus widerfuhr, die ihm die Arme abhieben, wovon sowohl der Berg seinen Namen, als er seinen Zunamen, Cyllenius, bekommen haben soll. Servius ad Virg. Aeneid. VIII. v. 138: Unde et ipſe Cyllenius, et mons dicuntur; namque graece κυλλυς, aliqua mutilatos parte corporis dicunt; unde etiam Hermas vocamus quosdam ſtimulos in modum ſignorum, ſine manibus. — — Andre geben eine allegorische Ursache an, warum dem Hermes dergleichen viereckige Steine gesetzt worden, die man, in so fern man unter ihm die Sonne verstanden, beym Makrobius (Saturnal. I. 19.) und, in so fern man ihn als den Gott der Rede betrachtet, beym Suidas angemerkt findet. Dieser sagt unter Ἑρμην. Τετραγωνον ἀυτον ποιυσι, δια την ςερροτητα τυ ἀληθυς λογυ, propter veritatis firmitatem. — Doch Herr Winkelmann, welcher solche viereckige Steine mit einem bloßen Kopfe für die ersten Versuche der Kunst ansieht, (Gesch. der Kunst, S. 7.) meynt, daß sie ihren Namen von dem Gotte Hermes nicht hätten bekommen dürfen, da Ἑρμα überhaupt im Griechischen ein großer Stein heisse, wovon die Beyspiele beym Suidas zu finden.

Aber warum schreibt Herr W. beständig die Herma; eine Herma? Er hat ja wohl nicht den geringsten Grund, es im Deutschen eines andern Geschlechts zu machen, als es im Lateinischen hat. Hermae tui Pentelici, schreibt Cicero an den Attikus, (L. I. ep. 8.) cum capitibus aeneis, de quibus ad me ſcripſiſti, jam nunc me admodum delectant. Es ist sehr unwissend, wenn verschiedne Ausleger unter diesen Hermis eigentliche Bildsäulen des Hermes verstehen, da es doch nur Pfeiler von penthelischem Marmor waren, auf welchen ganz verschiedne Köpfe, vielleicht griechischer Weltweisen, standen, weil sie zur Auszierung seiner Akademie im Tuskulanum bestimmt waren.

Es ist schon vor Winkelmann, unter andern auch in der Einleitung zum ersten Bande des Muſeo Capitulino, bemerkt worden, daß Bildsäulen dieser Art ursprünglich die ersten Versuche der noch rohen Kunst waren, die anfänglich bloß viereckige Pfeiler, und hernach abgerundete Köpfe darauf, als Götterbilder aufstellte. Man weiß aber, daß diese Form auch in der Folgezeit, selbst in der blühendsten Kunstepoche, beybehalten und sehr verschönert wurde. S. übrigens die Anmerkung zum folg. Artikel.

Hermathenä. Hermeraklä. Hermerotes. Dieß waren nicht bloß Köpfe der Minerva, des Herkules, des Amor, welche auf viereckigen Pfeilern standen, wie Popma insbesondre von den zweyten sagt: (ad Cic. L. I. ep. 8. ad Atticum;) Quod erat Herculis caput Mercurii statuae quadratae impositum, cujus exemplum e marmore extat adhuc Romae; sondern es waren Bildsäulen, wo die Bildung und Attribute des Hermes mit der Bildung der andern genannten Götter weit genauer verbunden und vermischt waren.

Die Hermen scheinen freilich wohl ihren Namen ursprünglich von Hermes oder Merkur erhalten zu haben, dessen Bild anfänglich am häufigsten auf diese Art verfertigt, und an den Wegen aufgestellt wurde. Gar bald aber scheint das Wort appellativ geworden zu seyn, und nicht nur eine jede Bildsäule dieser Art, sondern überhaupt etwas Viereckiges angedeutet zu haben. Suidas erklärt ausdrücklich ἑρμαιος λιθος durch τετραγωνος λιθος, und το ἑρμα durch λιθος μεγιςος. Und sonach könnten die oben angeführten Wörter, Hermathenä u. s. f. wohl die Bedeutung gehabt haben, die Popma, wie L. glaubt, dem Worte Hemeraklä giebt. Die Stelle beym Cicero heißt: Hermathena tua valde me

delectat; u. s. f. Turnebus bemerkt dabey: Signum erat in una basi commune Mercurio et Minervae; und erklärt die Verbindung dieser Götterbilder zur Zierde eines Gymnasium's daher, weil Merkur, als der Gott aller Gymnasien, und Minerva als die Schutzgöttin derer angesehen sey, die für Geistesübungen bestimmt waren. Und daß man auf diese Art wirklich die Köpfe anderer Gottheiten mit dem Kopfe Merkur's verbunden habe, sieht man nicht nur aus einer Stelle beym Athenäus, B. XIII, Kap. V, wo der Verbindung des Amor's mit dem Merkur und Herkules, auf diese Art, gedacht wird, sondern auch aus einigen aus dem Alterthum wirklich noch vorhandenen Hermen dieser Art. Bey dem allen hat indeß doch Popma Recht, wenn er sagt, man habe den Kopf des Herkules allein auf eine Herme, oder vielmehr auf ein Fußgestelle, nach Art der Hermen gestellt, und es sey eins dergleichen noch zu Rom vorhanden. Denn vermuthlich hatte er dabey der hermeralkäische Antike in Gedanken, welche sich noch gegenwärtig in der Sammlung auf dem Campidoglio befindet, und wovon die Abbildung im Museo Gapitolino, T. I. tav. 2, p. 5. gegeben ist, welche die Aufschrift hat: *ΑΙΛΙΑ ΠΑΤΡΟΦΙΛΑ*. Ueberhaupt sind die dem ersten Bande des Mus. Capit. vorangesetzten Osservazioni über diese Materie nachzulesen.

Hexameter. Hexametros versus latinos primus fecit Ennius; quos longos appellavit." Dieses finde ich beym Joh. Matthäus de Rerum Inventoribus; (p. 12; edit Hamb.) und ich wollte wünschen; daß Matthäus seinen Währsmann angegeben hätte. Wenn es indeß wahr wäre, so wären die Verse des Ennius einer Untersuchung wohl würdig, um daraus zu erörtern, nach welchen Regeln Ennius dieses Sylbenmaaß in seine Sprache herübergenommen habe. Vielleicht ließe sich verschiednes daraus für die Uebernahme in unsre Sprache folgern. Und noch etwas sonderbares finde ich bey dem Matthäus (p. 13.) von dem Hexameter: Hexametrum versium Moses, Hebraeorum dux, cum in patriam populum reduxisset, et mare rubrum divinitus transisset, in laudem Dei edidit. Diesem zufolge wäre der Hexameter aus nichts geringerm, als aus einer göttlichen Eingebung entsprungen. — Wie konnte aber dieses Matthäus auch nur mit dem vergleichen, was er selbst kurz vorher sagt: Versum heroicum Pythio oraculo debemus?

Unter den Nachrichten, welche die Alten von der ersten Entstehung und den frühesten Spuren des Hexameters geben, setzt ihn die beym Herodot (L. V. c. 59.)

in die Zeiten vor dem trojanischen Kriege. Er selbst, sagt er, habe bey Theben in Böotien in dem Tempel des ismenischen Apoll, kadmeische Buchstaben, auf einigen Dreyfüßen eingegraben, gesehen, welche den ionischen Schriftzügen sehr ähnlich gewesen wären. Auf dem einen dieser Dreyfüße habe folgende Inschrift gestanden:

Ἀμφιτρυων μ' ἀνεθηκεν, ἐων ἀπο Τηλεβοαων. Dieß, setzt er hinzu, falle in das Zeitalter des Lajus, der ein Sohn des Labdakus, ein Enkel Polydor's, und Urenkel des Kadmus gewesen sey. Auch führt er von noch zwey andern Dreyfüßen die Inschriften an. Es ist nun freylich noch die Frage, ob diese Verse auch in der Phönicischen Schrift, vielleicht also auch Sprache, worin sie Herodot fand, Hexameter gewesen, oder ob er sie nur in diese griechische Versart übersetzt habe. Die gemeine Meynung bey den Griechen schrieb den Orakeln den frühesten Gebrauch des Hexameters zu; nur geben einige, wie Clemens Alexandrinus bemerkt, die Phanothea, andre die Themis, andre die Phemonoe, eine pythische Priesterin, als die erste an, die in dieser Versart Orakel gesprochen habe. — Die oben zuletzt angeführten Worte des Joh. Matthäus sind unverändert aus dem ältern Plini-

us entlehnt. (H. N. L. VII. c. 56.) Und dieß ganze Kapitel, worin von einer Menge von Erfindungen, freylich wohl mit weniger historischen Zuverläßigkeit, der Ursprunge nachgewiesen wird, ist eine Quelle sehr vieler Angaben beym Matthäus geworden. Mehrere hieher gehörige Schriftsteller s. in Vossii Institutt. Poet. L. III. c. 3.

Dem Ennius finde ich die Einführung des Heldengedichts bey den Römern, und mit demselben die Erfindung des lateinischen Hexameters von mehrern beygelegt; z. B. vom Vossius am angef. Orte, vom G. E. Müller in s. Einl. zur Kenntniß latein. Schriftst. Th. I. S. 388. Auch in Fabricii Biblioth. Lat. T. III. p. 228. ed Ernesti, wird vom Ennius gesagt: Primum Hexametros latinos composuisse Ennium, (Merula) notat p. 93 et 599 ex Diomede. Ist aber die hier gemeynte Stelle beym Diomedes eben die, welche Vossius anführt, so erklärt dieselbe den Umstand von dem ersten Gebrauche des Hexameters wenigstens nicht deutlich genug: Epos Latinum, sagt Diomedes, primus digne scripsit is, qui res Romanorum XVIII complexus est libris, qui et Annales inscribuntur. Dieß ist nun freylich wohl kein andres, als Ennius; aber

daraus, daß er das erste würdige Heldengedicht in römischer Sprache geschrieben, folgt doch noch nicht, daß er das erste überall geschrieben habe; und von der hexametrischen Versart, die freylich bey den Alten vom eigentlichen Epos so gut wie unzertrennlich war, ist hier gar nicht die Rede. — Auch in den Versen des Lukrez:

Ennius ut noster cecinit, qui primus amoeno
Detulit ex Helicone perenni fronde coronam, (L. I. v. 118 f.)

finde ich nichts weiter, als das Lob des durch den Ennius verbesserten römischen Versbaues, welches ihm auch von mehrern beygelegt wird. — Was aber Matthäus mit dem: quos longos apellavit, sagen wolle, und woher er diese Nachricht habe, weiß ich nicht zu sagen. Der Hexameter scheint freylich ein längeres Maaß gehabt zu haben; als die vor diesem Dichter üblichen saturnischen oder fescennischen Verse, von welchen Horaz sagt: (L. II. Ep. 1. v. 157.)

— — sic horidus ille
Defluxit numerus Sarturnius.

Oder sind die aus lauter Spondäen zuweilen bestehenden Hexameter des Ennius darunter zu verstehen, von welchen Donat folgenden zur Probe giebt:

Olli respondit rex Albai Longai?

Venerabilis HILDEBERTUS. Ein Benediktiner, und zuletzt Erzbischof zu Tours; starb 1125. Unter seinen Werken, welche Beaugendre herausgegeben, (s. den Art. Marbodus; bin ich nur die Carmina ein wenig durchgegangen, und wider die Sorgfalt und Belesenheit des Herausgebers habe ich mancherley zu erinnern gefunden.

Er hat Stücke mit untergemengt, welche dem Hildebertus gar nicht gehören, und manche für bisher ungedruckt ausgegeben, welche längst gedruckt sind. Unter diese gehört der Phisiologus, p. 1173, von welchem er am Rande ausdrücklich sagt: nondum editus. Aber er war längst herausgegeben, und nicht unter dem Namen Hildebertus, sondern des Bischofs Theobaldus. Eine Ausgabe in Quart auf 20 Blättern, mit gothischer Schrift, ohne Ort und Jahrzahl, offenbar aber aus dem funfzehnten Jahrhundert, besitze ich selbst, unter dem Titel: Phisiologus Theobaldi Episcopi de Naturis duodecim animalium. Freytag, welcher diese Ausgabe in seinen Analect. Literar. p. 967 beschreibt, glaubt sie Coloniae, per Henricum Quentel gedruckt, weil sie der Ausgabe von des Alani Doctrinale Altum, welche daselbst herausgekommen, vollkommen gleich sey. Auch

der Kommentar, welcher bey dem Physiologus ist, scheint ihm von eben dem zu seyn, welcher das genannte Doctrinale kommentirt hat.

Mich wundert um so mehr, wie Beaugendre dieses Gedicht als ein Werk des Hildebertus hat können drucken lassen, da in seinem Manuskripte sich am Ende zwey Verse befinden, welche mein gedrucktes Exemplar nicht hat, und die es ausdrücklich einem Tibaldus zuschreiben:

Carmine finito, sit laus et gloria Christo
Cui, si non alii, placeant haec metra Tibaldi.

Wer aber dieser Tibaldus gewesen sey. weiß uns Niemand zu sagen; man nennt ihn Episcopus; und das ist alles. Indeß finde ich unter den vermischten Gedichten des Hildebertus, p. 1322, ein Epitaphium auf einen Magistrum Theobaldum, welches er wohl seyn könnte; und aus den Zeilen in demselben:

Hoc vivente locus Dervensis floruit; isto
Sublato marcet nominis hujus odor!

würde ich angeben können, wo Theobald gelebt und gelehrt hätte; wenn ich nur erst wüßte was locus Dervensis für ein Ort sey.

Indeß ist es wahr, daß Beaugendre sich aus diesem gedruckten Phisiologus nicht viel Raths würde haben erholen können, und

daß er ihn uns viel korrekter geliefert hat, als er dort erscheint.

Maittaire (Annal. Typogr. T. I. p. 602;) führt auch eine Edition, Delfis impressum per Christ. Suellaart, 1495, an; und unter den Manuskripten der Fabricischen Bibliothek, unter welchen sich zwey Codices des Phisiologi befinden, No. 149 und 249, wird einer Coloniensis vom Jahre 1492 erwähnt. Jene bringt auch Freytag aus dem Maittaire bey; nicht aber diese; wie er denn auch von der Ausgabe des Beaugendre nichts gewußt hat. Und so spielen die Literatoren unter sich oft die Blindekuh! Beaugendre wußte nichts von der ältern Ausgabe; und Freytag, der die ältere kennt, weiß nichts von Beaugendre's neuester.

Bey dem allen ist Beaugendre'n diese Unwissenheit weit eher zu vergeben, als eine andre, durch die er Verse unter die Carmina des Hildebertus gesetzt hat, welche viel zu gut sind, als daß diesem eine Sylbe davon gehören könnte. Ich meyne die Epistolam Elegiacam, p. 1346, welche nach ihm Hildebertus ad amicum transmarinum seu Anglicanum soll geschrieben haben, quae eum rogat, ne in suo infortunio ipsum contemnat aut deserat; forte dum a Guilielmo Rufo, aut ab Henrico I. ita exagitaretur, ut Romam petere coactus sit,

ob turres Ecclesiae scilicet, quas evertere semper immoto recusavit animo. Dieser ganze Brief besteht aus nichts, als aus lauter zusammengetragenen Stellen aus dem zweyten und dritten Buche von Ovidii Epistolis ex Ponto; und es ist nicht einmal das, was man einen Cento nennt; sondern die Verse sind schlechterdings so, wie sie an verschiedenen Orten beym Ovid stehen, ohne daß sie Hildebertus sich im geringsten auf seine Umstände eigen gemacht hätte. Wie war es möglich, daß ein Gelehrter sich aus seiner Jugendlektüre nicht so viel erinnerte! Ich bedaure den Mann, der so elende Dinge so lange und so viel lesen muß, bis er alle seine klassische Lektüre darüber vergißt.

Hätte sich Beaugendre aber erinnert, daß er nichts als Stellen aus dem Ovid abdrucken lasse, so würde er uns verschiedenes haben richtiger, und nicht mit so lächerlichen Fehlern, liefern können. So hat er z. E. drucken lassen:

Saepe canem longe visum fugit Anna lupumque
Credit, et ipsa suam nescia vitat opem.

Was ist das für eine Anna? Eine Heilige vielleicht? — Doch, wer weiß nicht, daß die Stelle aus dem siebenten Briefe des zweyten Buchs ex Ponto ist, und daß man agna statt

Anna lesen müsse? — Wiederum läßt er drucken:

Nec magis assiduo vomer tenuatur ab usu,
Nec magis est curvis apia trita rotis.

Wer kann die zweyte Zeile verstehen, der sich nicht aus dem Ovid (Ep. I. v. 44.) erinnert, daß Appia sc. via, zu lesen sey? — Ferner läßt er drucken:

Si pacem nullam penitus mihi praestat eunti,
Irrita Neptuno cur ego dona feram?

Was soll das penitus? Wer versteht das? — Man muß aus dem Ovid (Ep. IX. L. II. v. 27.) wissen, daß pontus dafür zu lesen ist. An einer andern Stelle fand er in seiner Handschrift geschrieben: h'edée, und glaubte heredem dafür lesen zu müssen; nämlich:

Conveniens animo genus est tibi; nobile namque
Pectus, et heredem simplicitatis habes.

Aber aus dem Ovid (Ep. 3. L. III. v. 100.) wissen wir, daß herculeae zu lesen sey, da Ovid an einen Fabius schreibt, welches Geschlecht sich der Abstammung vom Herkules rühmte!

Und so mit mehreren Stellen, die als Verse des Hildebertus gar nicht zu verstehen sind, aber wohl beym Ovid einen guten Sinn haben.

Auch vermuthe ich noch von mehrern unter diesen Gedichten, daß sie einen weit ältern und bessern Dichter zum Verfasser haben; z. E. der Brief ad Virginem quandam versu peritissimam, welcher für den H. viel zu gut ist, und sich anfängt:

Tempora prisco decem se jactavere Sibyllis,
Et vestri sexus gloria magna fuit.
Unius ingenio praesentia saecula gaudent,
Et non ex toto virgine vate carent.
Nunc quoque sunt homini quaedam commercia divûm,
Quos puto, nec fallor, virginis ore loqui. etc.

Von keinen Gedichten aber bin ich es mehr überzeugt, daß sie dem Hildebertus nicht gehören, als von den beyden de Roma, welche S. 1334 und 35 vorkommen. Wenn ich mich recht erinnere, kommen sie in Burmann's Anthologie vor. Das erste fängt an.

Par tibi, Roma, nihil, cum sis prope tota ruina,
Quam magni fueris integra, fracta doces.

Es hat vortrefliche Verse, besonders die letzten, in welchen von der großen Schönheit der Statuen der heidnischen Gottheiten die Rede ist:

Hic ſuperûm formas ſuperi mirantur et ipſi,
Et cupiunt ſictis vultibus eſſe pares.
Non potuit natura deos hoc ore creare,
Quo miranda deûm ſigna creavit homo.
Vultus adeſt his numinibus, potiusque coluntur
Artificum ſtudio, quam deitate ſua.

Zugleich zeigen dieſe Zeilen deutlich, daß ſie zu einer Zeit geſchrieben worden, da Rom zum Theil noch heidniſch war; ja wohl gar von einem Heiden ſelbſt. Vielleicht auch, daß die ganze letzte Zeile auf die Kaiſer geht, welche die chriſtliche Religion zuerſt annahmen:

Urbs felix, ſi vel dominis urbs illa careret,
Vel dominis eſſet turpe carere fide.

Das zweyte Gedicht, gleichfalls auf Rom, iſt hingegen von einem Chriſten, doch auch aus frühern Zeiten; und Rom wird darin redend eingeführt, als zugeſtehend, daß es zwar durch die chriſtliche Religion ſeine Größe und ſeinen Glanz verloren, aber bey dieſem Verluſte dennoch mehr gewonnen als eingebüßt habe. Und das iſt ſicherlich wohl die beſte Antwort, die man auf den Vorwurf geben kann, daß die chriſtliche Religion an dem Verfalle des Reichs Schuld ſey; denn die Sache ſelbſt zu leugnen, iſt weit unſicherer. Das Gedicht fängt ſo an:

Dum ſimulacra mihi, dum nomina vana placerent,
Militia, populo, moenibus alta fui.
At ſimul effigies arasque ſuperſtitioſas
Dejiciens, uni ſum famulata Deo,
Ceſſerunt arces, cecidere palatia divûm,
Servivit populus, degeneravit Eques.
Vix ſcio, quae fuerim, vix Romae Roma recordor,
Vix ſinit occaſus vel meminiſſe mei.
Gratior haec jactura mihi ſucceſſibus illis,
Major ſum pauper divite, ſtante jacens.
Plus aquilis vexilla Crucis, plus Caeſare Petrus, etc.

Von dem Theobaldus, der als Verfaſſer des Gedichts, Phyſiologus, anzuſehen iſt, finde ich in Fabricii Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. VI. p, 628, bloß folgende Nachricht: Theobaldus, Epiſcopus incertus, cujus Phyſiologum de naturis XII animalium, 4 ſine anno et loco editum memorat Hockerus in Biblioth. Heilsbrunnenſi, p. 274. — Uebrigens enthält dieß Gedicht, welches Beaugendre wie er am Rande bemerkt, e Mſ. Regio 274. olim Elnonenſi hat abdrucken laſſen, in 359 ziemlich ſchlechten

zum Theil leoninischen, zum Theil sapphischen und elegischen Versen die Beschreibungen verschiedner Thiere, des Löwen, des Adlers, der Klapperschlange, der Ameise, des Fuchses, des Hirsches, der Spinne, des Wallfisches, des Meerschweins, des Elephanten, der Turteltaube, und des Panterthieres, mit frommen Nutzanwendungen. — Das Wort Tibaldi, am Schluß des letzten Verses, scheint Beaugendre für den Vokativ, und die Anrede an einen, dem das Gedicht zugeschrieben war, genommen zu haben, weil er es von dem vorhergehenden Worte metra durch ein Komma abgesondert hat.

Die Epistolam Elegiacam, welche Beaugendre an einen gewissen Roger, Bischof von Salisbury, gerichtet glaubt, an welchen auch der zwölfte Brief des zweyten Buchs geschrieben ist, hielt er gleichfalls für noch ungedruckt, und nahm sie aus einer Colbertischen Handschrift, der er wenigstens ein Alter von 500 Jahren beylegt. Lessing's Bemerkungen darüber sind sehr richtig; indeß konnte Hildebert selbst gar wohl der Zusammenraffer fremder Verse seyn; und B. war bey diesen Gedichten nicht Kommentator, sondern blos Sammler und Herausgeber. So gut aber, wie er in seiner Vorrede H. über die oftmalige

Vernachläßigung des Sylbenmaaßes entschuldigt, hätte er ihn billig auch über die noch öfter vorkommenden Freybeutereyen aus den klassischen Dichtern entschuldigen sollen. Zwar waren diese in seinem Zeitalter wohl weniger merklich; daher die große Bewunderung, die er sich durch seine Verse erwarb; so, daß er z. B. beym Orderikus Vitalis (Eccleſ. Hiſt. L. X. p. 770.) incomparabilis verſificator heißt, qui multa carmina priſcis poëmatibus aequalia, vel eminentia, condidit, quae fervidus calor philoſophorum ſubtiliter rimari appetit, ac ſuper aurum et topazion conſciſcere diligenter appetit. Auch wurden seine Gedichte damals häufig in den Schulen gelesen; und bey dieser Gelegenheit mögen sich vielleicht in ihre Abschriften manche von den Lehrern angemerkte Parallelstellen alter Dichter in den Text mit eingeschlichen haben.

Bayle hat einen Artikel über den Hildebertus, der aber nicht seine Gedichte, sondern einige seiner Lebensumstände, eine Rettung des Baronius, und eine Widerlegung des P. Maimbourg, betrift. Uebrigens hat auch Beaugendre das Leben des Hildebertus, aus seinen Schriften und verschiedenen Urkunden gezogen, der Ausgabe seiner Werke vorausgesetzt. Außer-

dem kann mar über ihn noch Fabricii Biblioth. Lat. med. et inf. aet. unter diesem Artikel nachsehen, und Polyc. Leyseri Hist. Poëtar. med. aevi, p. 385 ff. wo man auch p. 391 ff. die Versus de creatione mundi et operibus sex dierum, und das Gedicht, de excidio Trojae, aus einer Leipziger Handschrift abgedruckt findet. Das ihm beygelegte, unter dem Namen des Mauritius Senonensis geschriebene, Gedicht de Mysterio Missae, steht auch in Fabricii Bibliogr. Antiquar. p. 648.

Das erste Gedicht de Roma ist freylich wohl nicht ganz von Hildebert, aber doch wahrscheinlich von ihm in Ein Ganzes gebracht, wozu er sich wohl ohne Zweifel ganzer Stellen früherer Dichter bediente, die mit andern minder klassischen und poetischen ziemlich abstechen. Zuerst ist dies Gedicht von Martin Opitz in s. Libro Variarum Lectionum, (Dantisc. 1637. 8.) Cap. XIII. nach einer alten Handschrift auf Pergament bekannt gemacht, und von ihm mit Anmerkungen begleitet worden, obgleich einzelne Verse daraus schon früher, als alte Bruchstücke, gedruckt waren: manche Disticha auch einzeln. Hommey ließ es hernach in s. Supplemento Patrum. (Paris. 1686. 8.) p. 456. abdrucken, und Beau-

gendre nahm es unter Hildebert's Werke mit auf, wo er jedoch: E pluribus Manuscriptis, am Rande beygesetzt hat; weil die Abdrücke sowohl als die Handschriften, nicht nur in einzelnen Lesearten, sondern in ganzen Versen, gar sehr von einander abweichen. Der jüngere Burmann nahm es, mit den Anmerkungen von Opitz, in seine lateinische Anthologie (L. III. epigr. 5.) mit auf; und am neuesten hat es Hr. Hofrath Wernsdorf in seinen Poëtis Lat. Minor. T. V. P. I. p. 203 ff. als ein Carmen ex alio antiquo interpolatum, und als eine Arbeit von Hildebert, mit seinen, Burmann's und Opitzens Anmerkungen geliefert, wovon jene vornehmlich die abweichenden Lesearten bemerken. Man sehe ausführlich von diesem, und dem zweyten Gedichte gleichen Inhalts, woran doch H. wohl noch größern Antheil haben mag, und welches Hommey mit dem ersten für ein Gedicht, und nur als dessen zweyten Theil ansah, Hrn. Wernsdorf's vorläufige Erinnerung zu dem angeführten Bande, S. 60 — 65.

Hören. Der Sinn des Gehörs, ἀκουστικὴ αἴσθησις, ἣν ὁ Θεόφραστος παθητικωτάτην εἶναι φησι πασῶν. (Plutarch de Audit. p. 38. edit. Xylande.) Theophrast nannte ihn

von allen den leidenschaftlichsten, weil er glaubte, was uns durch ihn in die Seele komme, wirke weit geschwinder und stärker auf die Leidenschaften, als das, was durch den Sinn des Gesichts, oder des Geschmacks, oder Geruchs, empfunden wird. Die gräßlichste, schrecklichste Gestalt kann uns bey weitem nicht so in Bewegung setzen, als ein starker Knall, ein fürchterliches Geräusch.

Ob aus diesem Pathetischen des bloßen Sinnes für den Vorzug der Poesie und Musik vor der Mahlerey etwas zu schließen ist? — Ob auch daher schon zu begreifen seyn mag, daß jene Künste mehr Gewalt über unsre Leidenschaften haben, als dieser zustehen kann?

Der Sinn des Gehörs hat manche Besonderheiten. In den Philosophical Transactions vom May 1668, liest man von einem Tauben, der beym Schall der Pauken sehr leise hören konnte. Und Morhof, de Paradoxis sensuum, p. 321, erzählt von Menschen, bey welchen auf gewisse Empfindungen des Gehörs gewisse Wirkungen erfolgten; z. E. von einer Frau, die beym Hören des Donners Leibesöffnung hatte.

Es ist wohl unstreitig, daß die Empfindungen und Gemüthsbewegungen, welche durchs Gehör hervorgebracht werden, leidenschaftlicher und mächtiger wirken, als die Eindrücke, welche wir durch die übrigen Sinne erhalten. Dagegen aber sind

die Eindrücke und Wirkungen dieser letztern, und besonders des Gesichts, von längerer Dauer, und folglich auch von größerer und reicherer Unterhaltung für die Seele. Man findet diese Vergleichung, und den darauf gegründeten Wettstreit der schönen Künste vortreflich ausgeführt in Hrn. Herder's Göttergespräch über die Frage: Ob Mahlerey oder Tonkunst eine größere Wirkung gewähre? Zerstreuter Blätter, erste Samml., S. 133 ff. Apoll entscheidet den Wettstreit beyder Künste in folgenden Worten: „Du, Mahlerey, machst mit deiner Kunst die helleste, schönste, klärste, daurendste Vorstellung; du sprichst durch deine Gestalten zur Phantasie, und durch sie zum Verstande und zum Herzen; du verfeinst den Blick, öffnest die Thore der Schöpfung, und machst deine Lieblinge ruhig und heiter. Du, Tonkunst, hingegen hast den Zauberstab der eigentlichen Wirkung auf menschliche Herzen unmittelbar; du regst die Empfindungen und Leidenschaften, aber dunkler Weise, und hast einen Führer, einen Erklärer nöthig, der dich wenigstens zur bestimmten Wirkung dem Verstande des Menschen nähere, und mit dem physischen auch seinen moralischen Sinn vergnüge.“ u. s. f. Und zuletzt: „Genug, ihr seyd beyde meine Töchter; du, Mahlerey, die Zeichnerin für den Verstand; du, Ton-

kunst, die Sprecherin zum Herzen; und du, meine liebe jugendliche Dichtkunst, du, die Schülerin und Lehrerin beyder.

In den angef. Philosophical Transactions (n. 35. p. 665.) erzählt Dr. Holder von einem jungen Taubgebornen, der bis in sein zehntes oder eilftes Jahr stumm geblieben war. Der Fehler lag in der verschobenen Bildung des Kopfs, und es fand sich, daß der Gehörnerve des rechten Ohrs noch nicht unbrauchbar geworden war. Der Fehler schien in dem Mangel der gehörigen Spannung des Trommelfells zu liegen, die dadurch zu erhalten steht, daß man auf irgend einen Schall aufmerksam gemacht wird. Dr. H. bemerkte daher, daß der junge Mensch so lange, als er neben ihm stark und laut die Trommel schlug, diejenigen, die hinter ihm standen, vernehmen konnte, wenn sie ihn sachte beym Namen riefen; so bald aber das Trommeln aufhörte, vernahm er nichts mehr, wenn man ihn sehr laut bey Namen rief. Dr. H. erfuhr hernach von einem andern Manne, daß er niemals so gut und leicht hören könne, als wenn er mit andern in einer schnell fahrenden und stark rasselnden Kutsche spreche.

Morhof's Abh. de Paradoxis Sensuum steht in seinen Dissertt. Accad. et Epistolicis, (Hamb. 1699. 4.) p. 303

ff. Das dritte Kapitel derselben handelt de Paradoxis Auditus, und er sagt darin unter andern, S. 321: Tonitru audito laxabatur alvo ac crebro vomebat femina nobilis, testibus Actis Anglic. p. 550.

Holdsworth. Ein neuer englischer Gelehrter, der im J. 1746 starb, und dessen Remarks and Dissertations on Virgil, Spence im vorigen Jahre (1768) bey Dodsley herausgegeben hat.

Dieses schätzbare kritische Werk, welches auch in Deutschland bekannter zu seyn verdiente, hat den Titel: Remarks and Dissertations on VIRGIL; with some other classical Observations: by the late Mr. Holdsworth. Published, with serveral Notes, and additional Remarks, by Mr. Spence. Lond. 1768. gr. 4. Man findet darin: Virgil's Leben, welches vom Donat seyn soll, aus einer Handschrift des Servius verbessert und zu Florenz damit verglichen; 2) Anmerkungen über Virgil's Eklogen, Georgika und Aeneide; 3) eine Abhandlung über die beyden Schlachten bey Philippi, deren Virgil in seinem Gedichte vom Landbau gedenkt; 4) eine andre über die Sibylle beym Virgil; 5) eine dritte über acht

Verse im Gedichte vom Landbau; 6) eine vierte über die Quelle und Grotte der Egeria; 7) eine fünfte über Virgil's Grab; 8) zwey Vokabularien über Worte und Oerter, die in seinen Gedichten vorkommen; 9) ein lateinisches scherzhaftes Gedicht, Muscipula, von Holdsworth. — Zur Erläuterung sind verschiedne Karten und Kupferstiche beygefügt worden.

Edward Holdsworth wurde um das Jahr 1688 geboren, und that verschiedne Reisen in Gesellschaft junger Edelleute; vornehmlich hielt er sich in den Jahren 1740 und 1744 zu Rom auf. Er starb zu Coleshill in Warwickshire, 1746. In Hrn. Adelung's Zusätzen zum Jöcher ist sein Artikel nachzutragen, wozu man in den Anecdotes of Bewyer by Nichols, p. 408, einige Angaben findet. — Virgil war sein Lieblingsdichter, auf dessen Studium er fast sein ganz literarisches Leben verwandte; besonders lag ihm die Erläuterung des Gedichts vom Landbau sehr am Herzen, wovon er eine neue Ausgabe zu liefern Willens war. Seine Papiere hinterließ er einem vertrauten Freunde, Charles Jennens, der sie Hrn. Spence zu Bekanntmachung übergab; und diesem letztern hatte H. selbst in seinem Umgange viele seiner Bemerkungen mündlich mitgetheilt. Einige darunter hatte schon Warton in seiner bekannten

Ausgabe Virgil's benutzt. Dazu kommen noch Anmerkungen von andern englischen Gelehrten, und von dem Herausgeber selbst. Alle sind durch besondre Zeichen von einander unterschieden. Spence sagt von ihm in seinem Polymetis, S. 174 und 232, er scheine ihm von allen, die er je gekannt habe, den Virgil am meisterhaftesten zu verstehen. Und Hr. Hofrath Heyne in s. neuen Ausgabe dieses Dichters vom J. 1788, T. I. p. CXL, urtheilt von diesem Werke: „Etsi pauca sunt doctrinae alicujus exquisitae; inest tamen orationi color aliquis urbani et liberalis ingenii."

Homer. Homerium, Ὁμήρειον, hieß zu Smyrna nicht allein ein Tempel zu Ehren Homer's, sondern auch eine kupferne Münze, ohne Zweifel, weil der Kopf Homer's darauf geprägt war. S. Strabo, L. XIV. p. 646; edit. Paris. 1620.

Mängel an dem Kupfer, welches Cuper von der Vergötterung Homer's geliefert hat, und Unrichtigkeiten, auf die er in seiner Auslegung dadurch gekommen ist, bemerkt Winkelmann in der Gesch. d. K. Vorr. S. XIX.

Ueber die Homerischen Gemählde von Primaticcio und Abbate, s. oben den Artikel dieses letztern.

Strabo sagt am angeführten Orte, wo er Smyrna beschreibt: (ed. Almelov. p. 956.) ἐςι δε και βιβλιοθηκη, και το Ὁμηρειον, ςοα τετραγωνος ἐχουσα νεων Ὁμηρου, και ξοανον. ἀντιποιουνται γαρ και ὁυτοι διαφεροντως του ποιητου. και δη και νομισμα τι χαλκουν παρ' αυτοις Ὁμηρειον λεγεται. Und so scheint es, daß dieß keine bloße Denkmünze, sondern eine gangbare gewesen sey, weil sich Smyrna, wie bekannt, vorzüglich die Ehre anmaßte, Homer's Geburtsstadt zu seyn. Ueber die zum Andenken dieses Dichters geprägten Münzen, über ihm errichtete Tempel, Statuen und andre Denkmäler s. eine Nachweisung in Fabricii Biblioth. Gr. Vol. I. p. 257.

Das bekannte Basrelief, welches Homer's Vergötterung vorstellt, und im Pallaste Colonna zu Rom befindlich ist, beschrieb Gisb. Cuper in einer eignen Schrift, die zu Amsterdam, 1683. 4. herauskam. Erinnerungen darüber machte schon J. C. Schott in s. Explication Nouvelle de l'Apotheose d'Homere; Amst. 1714. 4. Vergl. Montfaucon, Ant. Expl. T. V. p. 165 ff. — Winkelmann bemerkt in der oben angeführten Stelle, daß viele Vergehungen der Skribenten auch aus unrichtigen Zeichnungen herrühren, welches z. B. die Ursache davon in jener Schrift

von Cuper sey. „Der Zeichner, sagt er, hat die Tragödie für eine männliche Figur angesehen; und es ist der Kothurn, welcher auf dem Marmor sehr deutlich ist, nicht angemerkt. Ferner ist der Muse, welche in der Höhle steht, anstatt des Plektrum, eine gerollte Schrift in die Hand gegeben. Aus einem heiligen Dreyfuße will der Erklärer ein ägyptisches Tau machen, und an dem Mantel der Figur vor dem Dreyfuße behauptet derselbe drey Zipfel zu sehen, welches sich ebenfalls nicht findet." — Uebrigens hält W. (Gesch. d. K. S. 338 ff.) dieß Werk für eine Arbeit aus den Zeiten der römischen Kaiser. Ebendas. beschreibt er S. 339 in der Note noch eine andere Vergötterung Homer's unter den herkulanischen Entdeckungen an einem Gefäße von Silber, in Gestalt eines Mörsers.

Horaz. Aus den Verbesserungen und verschiednen Lesearten aus seinen Gedichten, die ich anderswo vorschlage, erinnere ich mich jetzt der einen:

Teucro duce et auſpice Teucro
Certus enim promiſit Apollo etc.

Ich schlage vor, nach auſpice ein Komma zu setzen, und das zweyte Teucro zu dem Folgenden zu ziehen. Ich weiß nicht, wer mir dagegen einwendete, daß enim nicht anders, als

nach dem ersten Worte der Periode, stehen könne. Allein, das ist falsch; gute Schriftsteller setzen es auch sehr oft nach dem zweyten und dritten Worte, wie Arntzen durch eine Menge von Beyspielen (ad Plin. Paneg. c. 18.) gezeigt hat.

Ich habe in dem bekannten Verse beym Horaz:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus, einmal das montes zum Akkusativ machen wollen, da beym Cicero parturio auch wirklich als ein Aktivum gebraucht wird. Und nun finde ich wirklich, daß Nicephorus Gregoras, L. XVIII. c. 3. dieß Sprüchwort eben so verstanden hat. Denn er sagt: ὠδινεσιν ὀρος, τεκειν ἐξεγενετο μυν: montem parturientes murem pepererunt. Ich denke also um so viel mehr, daß mein Einfall gegründet ist. Boivin in seinen Noten über den Nicephorus nimmt sich zwar der alten Auslegung an, und meynt, weil das Sprüchwort eigentlich geheissen: ωδινεν ορος, ἐιτα μυν ἀπετεκεν, wie es Gregorius Cyprius ausdrücke, so sey Niceyhorus durch den zweydeutigen Casus betrogen worden.

Die erste Stelle ist Carm. L. I. Od. VII. v. 27. Auch Hr. Jani schlägt in seinen Anmerkungen diese Leseart vor; indeß scheint doch die gewöhnliche mehr Symmetrie und Nachdruck zu haben.

Die zweyte Stelle ist in der Ep. ad Pison. v. 139. Das parturiunt aber läßt sich hier wohl nicht als Aktivum nehmen, da in den vorhergehenden Versen kein Plural befindlich ist, worauf es sich beziehen könnte. Vielmehr geht der Singular unmittelbar vorher:

Quid dignum tanto feret hic pro-
missor hiatu?

Zudem ist die Redensart sprüchwörtlich, und kommt, wie Luisini bemerkt, eben so beym Lucian und Athenäus vor; auch wird damit, wie Porphyrius und andre Ausleger erinnern, auf eine äsopische Fabel angespielt, worin nicht Berge geboren werden, sondern wo ein Berg eine Maus gebiert.

Ich glaube daher, daß Boivin's Anmerkung zu der angeführten Stelle des Nicephorus Gregoras nicht ohne Grund ist. Er sagt: Apud Gregorium Cyprium. sic proverbium effertur, ὤδινεν ὄρος, εἶτα μυν ἀπετεκεν: quod est ambignum. Gregoras ambiguo casu deceptus, ex Nominativo Accusativum fecit, et ὤδινεν ὄρος interpretatus est: Montem parturiebat. Apud Phaedrum nulla ἀμφιβολια:

Mons parturiebat, gemitus immanes ciens etc. Apud Horatium non-

nulla: Parturient montes etc. Montes casus est ambignus.

Magister Hugo. Ein Scholastiker von den Johannes Sarisberiensis (Metalogic. L. IV. c. 13.) die Erklärung des Glaubens in geistlichen Dingen anführt: fides est voluntaria certitudo absentium, supra opinionem, infra scientiam constituta.

In dem Metalogico des Johannes von Salisbury, (Par. 1610. 8. p. 196.) steht bloß: unde Magister Hugo: fides est u. s. f. Nun aber giebt es derer, die den Namen Hugo geführt haben, auch aus dem scholastischen Zeitalter, eine zahlreiche Menge. S. Fabricii Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. III. p. 843—890. Vermuthlich aber wird hier der bekannte Hugo de St. Victore, aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts gemeynt, dessen Werke am vollständigsten zu Rouen, 1548, in drey Folianten herausgekommen sind. Im dritten Bande, S. 417 ff. befindet sich seine Summa Sententiarum s. Eruditionis Theologicae, die aus sieben Abhandlungen besteht, deren erste de Fide, Spe et Charitate etc. handelt. Dort steht vielleicht die obige Definition, worin, wie mir's scheint, die Eigenheiten und Gränzen

des Glaubens nicht uneben, und bündig genug, angegeben werden.

J.

Ideal. Es war bey dem Alten nicht erlaubt, die Gottheiten nach Sterblichen, wenn ihre Bildung auch noch so schön und erhaben war, zu porträtiren. Sie verlangten ein eignes hohes Ideal. — Doch ist Venus öfters nach berühmten Buhlerinnen, nach einer Kratina, nach einer Phryne, vom Praxiteles und andern gebildet worden. — Einer ähnlichen Profanation machte sich der Erzbischof von Maynz, Albertus, schuldig: qui aliquando in templo quodam ſcortum ſuum depingi pro divina virgine curabat. (v. Schlüſſelb. p. 162. Adiaph.) Diese Citation nehme ich aus Jüngers Diſſ. de inanibus picturis.

Das Wort Ideal scheint Lana zuerst gebraucht zu haben. S. dessen Artikel.

Man weiß, wie oft die neuern Mahler wirkliche Personen in ihren Gemählden aus der heiligen, mythischen, alten oder neuern Geschichte porträtirt haben; und mit den Madonnen mag es nur allzu oft der Fall gewesen seyn, daß der Künstler irgend ein schönes Gesicht aus der Natur kopirte. Daß hiebey mancher Mißbrauch vorgehen mußte, ist sehr begreiflich. — Erasmus Francisci in seiner Lustigen Schau-

bühne, B. II. S. 339. f. trügt dergleichen Mißbräuche bey Gelegenheit eines dort erwähnten Bildes der Maria auf ihrer ägyptischen Flucht, wo sie modisch geputzt, sehr frey gekleidet, und sogar gepudert, vorgestellt war. „Wer weiß, sagt einer der Dialogirenden, wo der Mahler den Abriß genommen? Es hat oft mancher eine gute Freundin, der er die Ehre thut, daß die Bildung der hochgelobten Jungfrau von ihrer, obgleich frechen, und gar nicht holdselig, sondern üppig lächelnden Gestalt, entliehen werde. Viel Mahler nehmen das Muster von dieser oder jener fürnehmen Person, Fürstin oder Gräfin, oder von einer stolzen Hoftocken, u. s. f."

Die Gottheiten der Alten, in deren Abbildung übermenschliche Würde und Hoheit sollte ausgedrückt werden, wurden freylich von den vorzüglichen Künstlern nicht nach irgend einem Vorbilde in der Natur, sondern nach dem Ideal gebildet. Die schöne Stelle beym Cicero (Orator. c. IX.) über das Verfahren des Phidias ist bekannt: „Nec vero ille artifex, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque de-

fixus, ad illius similitudinem artem et manum dirigebat."

Die Stelle, worin Lana, nach Lessing's Vermuthung, das Wort Ideal vielleicht zuerst gebraucht hätte, und die unten (Art. Lana) noch mit andern wird angeführt werden, ist in seinem Prodromo, p. 141. Er bemerkt, daß man in der Bildhauerey es nicht so leicht erkenne, als in der Mahlerey, ob eine Figur nach der Natur, oder aus der Idee verfertigt sey; und setzt hinzu: oltre che anche in quaesta (pittura) io vorrei che li pittori pigliassero le sue parti dal naturale; ne sò intendere, perche debba esser più bella una figura dipinta a capriccio, che chiamano di maniera, ed io la direi ideale, di quella che è presa dal naturale. Es ist aber wohl offenbar, daß hier das Wort ideale nicht als Substantiv sondern als Beywort steht, und zu figura gehört. So auch in der gleich darauf folgenden Stelle: si che più bella riuscirà la pittura che è tolta dal naturale; e se vien meno stimata della ideale (nämlich pittura), ciò non è perche sia men bella. Als Adjektiv aber war dieß Wort schon längst in der italiänischen Sprache vermuthlich aus dem scholastisch-methaphysischen Latein entlehnt; und so kommt es

schon im Dante vor. Erst in der Folge ward es als Kunstwort eingeführt, und zwar substantivisch gebraucht, aber noch immer als Adjektiv, L'Ideale, wie das der Fall auch mit dem Französischen L'Ideal ist. Billig sollten wir für beydes: das Ideale oder Idealische sagen. Wir Deutschen nahmen es ohne Zweifel unmittelbar aus dem Französischen; und vermuthlich hat man sich durch die eigenthümlichen sowohl als durch andre ins Deutsche aufgenommenen Wörter mit der Endigung al verleiten lassen, es als Substantiv zu betrachten, wie man auch mit dem Worte Lokal zu thun pflegt. An sich aber ist das eben so widersinnig, als wenn man das Liberal, das Fatal, anstatt: das Liberale, das Fatale, sagen wollte. Der Gebrauch aber hat es als Kunstwort nun einmal eingeführt; und in den Wörtern das Gratial, das Quartal, Pedal, u. a. m. die ursprünglich gleichfalls nur Beywörter sind, hat es wenigstens schon eine frühere Analogie.

Igias, oder Igiade. So nennt Gori (Dactyl Zanett. p. 17.) einen Stein, welcher dem Prasma di Smeraldo sehr ähnlich sey: perpulchri lapidis, quem Igiadam adpellant, Smaragdinae Prasmae persimilem. Und dieses übersetzte Zanetti:

un' Igiade molto bella, che al Prasma di Smeraldo assai si avvicina. Aber ich finde nirgend die geringste Spur von einem solchen Steine.

Endlich glaube ich denn doch gefunden zu haben, was es für einer seyn soll. Der Lapis Nephriticus ohne Zweifel, so, wie ihn die Spanier aus Amerika bringen, und piedra de hijada nennen. Der Nierenstein ist auch wirklich ein grünlicher thonichter Stein.

Kein Wort ist vielleicht in den verschiedenen Sprachen, wodurch es gegangen ist, ärger entstellt und gemißhandelt worden, als das gegenwärtige. Von ἰσχίον, die Lende oder Hüfte, heißt, wie bekannt, das Hüftweh, malum ischiaticum. Dieß letztere Wort veränderte man bald in sciaticum; daher auch in Italiänischen la sciatica, und im Französischen la sciatique oder siatique, wie es fast noch öfter geschrieben wird. Hievon nun erhielt der lapis nephriticus, oder Nierenstein, seinen Namen, weil man ihn ehedem gegen den Nierenstein, und gegen das Hüftweh, sowohl innerlich als äußerlich gebraucht, für ein heilsames Mittel hielt. Aber die Spanier machten piedra de hijada (von hijada, die Hüfte,) daraus, die Italiäner ossiada, und die Franzosen gar Iade, ob er gleich bey ihnen auch sciadre, und,

wegen seiner vermeinten großen Arzneykraft, pierre divine heißt. Boot sagt, die Holländer nennten ihn een Kalswee, und die Deutschen ein Kalssuwyn *); und er erzählt L. II. c. CX. verschiedne Beyspiele seiner, jetzt genugsam widerlegten, Wunderkraft.

Ilythia. Ilythia, oder, die Hexe. Unter diesem Titel gedenke ich die Erklärung eines Steins beym Stephanonius herauszugeben, den auch Maffei seinen Gemme Antiche figurate (P. I. p. 24. tab. 19.) einverleibt hat, und den sie beyde für eine Agrippina erkennen. Sie haben die Gebehrde, in der sie da sitzt, gar nicht gekannt; und es ist mehr als lächerlich, wenn Maffei darin eine ernsthafte und tiefsinnige Gebehrde entdecken will, die ihre Sorgen und Betrübniß über die Ermordung ihres Gemahls zu erkennen geben soll.

*) Man sieht leicht, daß auch dieß Wort entstellt und undeutsch ist; ich weiß es jedoch nicht zu berichtigen. Es scheint jedoch gleichfalls eher holländisch als deutsch zu seyn; denn in des de la Porte spanisch-holländischen Wörterbuche finde ich piedra de hijada durch calsuosteen erklärt.

Diese über einander geschlagenen Beine, wo Knie auf Knie liegt, sind aber nicht die, von denen ich in meiner Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet, gehandelt habe.

Niemand hat beyde Attitüden mehr verwechselt, als Winkelmann, in den Anmerkungen über die Gesch. d. K. S. 61. Besonders, wenn er sagt: „Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob eine Münze, Kaiser Aureolus, auf welcher die Vorsicht mit über einander geschlagenen Beinen steht, alt ist;" nämlich beym Tristan, (Com. T. III. p. 183.); so kann man ihm nicht viel Bekanntschaft mit alten Münzen zugestehen. Nicht die Vorsicht allein; noch verschiedne andre Gottheiten stehen auf denselben in dieser Stellung. Z. E. nur die anzuführen, die in Oeseli Thesauro vorkommen:

Felicitas Publica, auf den Sturz einer Säule mit dem rechten Arm sich lehnend, und den rechten Fuß über den linken geschlagen; (auf einer Münze der Julia Mammäa. Tab. LVI. 7.) in der Linken einen Kaduceus.

Securitas Perpetua, in der nämlichen Stellung; nur anstatt des Kaduceus einen Spieß in der Hand; auf einer Münze des Valerianus. (Tab. LXIX, 7.) cruribus decussatis, sagt Oeselius.

Auf eben dieser Tafel Nr. 9. Securitas Populi Romani, in der einen Hand ein Füllhorn, in der andern einen Oelzweig; auf einer Münze des Nerva.

Providentia Augusti, (die von Winkelmann angeführte Münze;) in der einen Hand ein Füllhorn, mit der andern auf eine neben ihr liegende Kugel hinweisend; auf einer Münze des Aureolus. (Tab. LXII, 3.) Auf einer andern Münze eben dieses Kaisers heißt die nämliche Figur: Prudentia Augusti. (ibid. n. 4.)

Clementia Temporum; in der nämlichen Stellung, mit einem Spieße, dessen Spitze zur Erde gekehrt ist; auf einer Münze des Probus. (Tab. LXIII, 10.)

Allen diesen Figuren kommt gewissermaßen der Begriff der Festigkeit und Ruhe zu. Sie lehnen sich auch alle auf den Sturz einer Säule, und ganz frey stehende habe ich nicht gesehen.

Verschiedene behalten eben diese Attitude auch im Sitzen; als, die Felicitas Publica; (Tab. LVI, 8.) aber alsdann sind nur die untern Beine über einander geschlagen, nicht aber, daß Knie auf Knie ruhete. Wenn eben diese Figur sich auf keine Säule lehnt, so steht sie auch nicht mit über einander geschlagenen Füßen; wovon man auf der nämlichen Tafel Beyspiele findet.

Eine Statue eines Helden, sagt Winkelmann am angeführten Orte, mit über einander geschlagenen Beinen würde bey den Griechen getadelt worden seyn; denn es wurde dergleichen Stand auch an einem Redner unanständig gehalten, so wie es bey den Pythagoräern war, den rechten Schenkel über den linken zu legen."

Hierüber ist vielerley anzumerken. Das Erstere zu beweisen, daß nämlich ein dergleichen Stand an den Rednern für unanständig sey gehalten worden, beruft sich W. auf den Plutarch, und dessen Abhandlung vom Zuhören. Aber Plutarch redet in der angezogenen Stelle (Xylanders Ausg. S. 45.) erstlich nicht von dem Stande des Redners, sondern von der Gebehrdung des Zuhörers. Nicht von dem Redner sagt er, daß unter andern unanständigen Bezeugungen auch μηρων επαλλαξις ἀπρεπης eine sey, die er sich nicht verstatten müsse, sondern von dem Zuhörer. Man darf die Worte des Plutarch nur ansehen: 'Εν ἀυτης της ἀκροασεως, ου μονον, κ. τ. λ. — Zweytens heißt auch μηρων επαλλαξις nicht der Stand übergeschlagener Beine, sondern das öftere Uebereinanderwerfen der Schenkel, wodurch ein sitzender Zuhörer seine Unruhe und Unachtsamkeit zu erkennen giebt: und dieses wurde, nicht wegen der Figur selbst, sondern wegen der beständigen unruhigen Abwechselung, nicht

an dem stehenden Redner, sondern an dem sitzenden Zuhörer für unanständig, ἀπρεπης, gehalten. Xylander übersetzt die Worte sehr richtig: indecora femorum inter se permutatio. *Μηρος*, οι, heissen die Schenkel, und nicht die Beine oder Füße unter dem Knie; und ἐπαλλαξις von ἐπαλλαττειν, alternare, bedeutet die Handlung des Umwechselns selbst, nicht aber die Lage der Schenkel, in die sie durch diese Umwechselung kommen.

Solch ein unruhiger Zuhörer war der Kaiser Kantakuzenus, als Nicephorus Gregoras (L. XIX. c.) vor ihm redete. Diese Stelle verdient dabey angeführt zu werden.

Zuerst will ich die Erklärung, verdeutscht, hieher setzen, welche Maffei im ersten Bande seiner Gemme Antiche Figurate, (Roma, 1707. 4. Voll. gr. 4.) Vol. I. p. 25. (nicht p. 24, wo der vermeynte Kopf einer andern Agrippine auf einem Chrysolith erklärt wird,) von der Gemme giebt, die Lessing anders zu erklären Willens war. „Dieser überaus schöne geschnittene Stein, sagt er, wurde unter den Kupfertafeln des Pietro Stefanonio bekannt gemacht, der darinn das Gesichte der Agrippina erkannte. Das Gewand, mit welchen sie bekleidet ist, scheint mir die Stola der römischen Matronen zu seyn; und weil dabey das Oberkleid, oder der Mantel, fehlt,

welchen sie gewöhnlich über dies Gewand zu werfen pflegten, so fällt mir ein, daß vielleicht der Künstler sie in dieser einfachen Kleidung wie in häuslicher Tracht, und nicht so habe vorstellen wollen, wie sie sich öffentlich sehen ließ, und auf der vorhergehenden Gemme erscheint. Ihre ernste und nachdenkende Stellung scheint die kummervollen Sorgen ihres Gemüths anzudeuten, als ihr Gemahl durch die Arglist des Piso war ermordet worden, und sie sich nun dem Hasse des Tiberins und der alten Livia Preis gegeben sah, oder, als sie, durch die Grausamkeit der jetzigen Regenten unterdrückt, (S. Tacit. L. VI. Annal. c. 25.) welche ihr selbst den nothwendigsten Unterhalt versagten, sich in Gefahr fand, eines ihres Ranges und Muthes unwürdigen Todes zu sterben, in der langen und traurigen Verbannung auf die Insel Pandataria."

Das Willkührliche in dieser Deutung ist auffallend, und noch auffallender, wenn man sie mit der Abbildung der Gemme selbst, auf der neunzehnten Tafel beym Maffei vergleicht. Hier sitzt ein in ein langes, enge an den Leib anschließendes umgürtetes Gewand, mit bis zu den Händen enge herabgehenden Aermeln, gekleidetes Frauenzimmer, auf einem einfachen vierbeinigten antiken Sessel, oder Tabouret, ohne Lehne,

mit vorüber gelehntem Kopfe und Oberleibe, die Hände, fast gefaltet, in einander gelegt, den linken Fuß halb an der Erde, und das rechte Knie über das linke geschlagen, wodurch der rechte Fuß eine höhere schwebende Lage erhalten hat. In der Miene ist freylich nichts weniger sichtbar, als Kummer und Besorgniß, vielmehr scheint sie Ruhe und Festigkeit, aber auch heitern Bedacht und Klugheit, auszudrücken.

Wofür nun aber Lessing diese Figur und diese Stellung eigentlich nahm, getraue ich mir aus dem, was er hier darüber sagt, nicht ganz zu errathen. Er wollte die Erläuterung, die er darüber zu schreiben Willens war, Ilythia, oder die Hexe, betiteln. Ilythia — denn so muß das Wort (im Griechischen Ειλειθυια) geschrieben werden, war — wie man weiß, die Hülfsgöttin der Gebährenden, und den Griechen eben das, was den Römern Lucina war. Daher Horaz in der säkularischen Ode, V. 13 ff.

Rite maturos aperire partus,
Lenis Ilithyia, tuere matres;
Sive tu Lucina probas vocari,
Seu Genitalis.

Lilio Giraldi, der in seiner Hist. Deor. Gentil. (ed. Basil. 1548, fol.) p. 501 f. vieles über diese Göttin zusammengetragen

hat, sagt unter andern: Pausanias auctor est, apud Athenienses institutum fuisse, ut Ilithyiae simulacra ad imos usque tegerent pedes. Es könnte seyn, daß dieser Umstand L. auf den Gedanken gebracht hätte, sie auf dieser Gemme abgebildet zu finden; ob ich gleich glaube, daß er seine Deutung nicht sowohl auf der Beschaffenheit des Gewandes, als der Stellung, gründete. Und diese wäre freylich wohl so, daß man sich eine vor der Gebährenden sitzende, und des Eintritts der Geburt harrende Helferin dabey denken könnte. — Oder war es vielleicht der Begriff einer Schicksalsgöttin, den man gleichfalls mit der Ilithyia verband, die gewissermaßen als eine der Mören oder Parzen, oder vielmehr als eine der Genetylliden angesehen wurde, war es vielleicht dieser Begriff, den L. dabey im Sinne hatte, und glaubte er das Sinnen auf das Schicksal irgend einer Person, oder auf den Erfolg ihrer Veranstaltungen in Ansehung gewisser Ereigniße in ihrer Miene sowohl, als in ihrer Stellung, zu bemerken?

Dieß letzte eher zu vermuthen, bewegt mich der Zusatz: oder, die Hexe, den er der Aufschrift seiner Abhandlung zu geben Willens war. Vielleicht aber, daß er beyde Ideen zusammen dachte. Denn man weiß, daß die Hexen sowohl als die Hebam-

men, im Französischen sages femmes, und im Deutschen weise Frauen heissen. Auch leitet Wachter das Wort Hexe (im Englischen hag) von Hag, Haug, Hug, Gemüth, Nachdenken, her; und Ihre von dem Isländischen, hagur, klug, erfahren, künstlich. (Vergl. Adelung's Wörterbuch.) Diese Erklärung findet man auch beym Keysler in seinen Antiqq. Septentr. p. 149. Und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß Lessing, dessen Sprachforschung und Verdienst um Wiederherstellung alter und ursprünglicher Wortbedeutungen bekannt ist, an diesen ehemaligen vortheilhaften Sinn des Worts Hexe gedacht habe.

Was er hernach über Winkelmann's Behauptung von der Unanständigkeit der Stellung mit übergeschlagenen Beinen bey den Griechen erinnert, bedarf doch einiger Einschränkung und Berichtigung. L. verwechselte hier zwey auf einander unmittelbar folgende Citate, und nahm das zweyte für das erste. Denn nur in Ansehung der Pythagoräer beruft sich Winkelmann auf Plutarch's Abhandlung: περι τȢ ἀκȢειν, nicht aber wegen des Standes der Redner, worüber er eben dieses Schriftstellers Consolatio ad Apolonium, p. 194. l. 10. anführt. Die Stelle ist hier nach der Stephanischen Ausgabe angeführt, die ich

nicht zur Hand habe. Indeß bin ich diese ganze Abhandlung Plutarch's, in der Absicht, sie aufzufinden, vergebens durchgegangen. Vermuthlich steht sie anderswo; und es wird, wenn man sie ausfündig macht, darauf ankommen, ob sie wirklich das sagt, was Winkelmann daraus beweisen will, und womit es allerdings wohl seine Richtigkeit haben mag, daß nämlich der Stand mit über einander geschlagenen Beinen an einen Redner für unanständig sey gehalten worden. Man vergleiche z. B. dasjenige, was Quintilian (Institutt. Orator. L. XI. c. 3. §. 124 ff.) in Ansehung der Haltung der Füße dem Redner vorschreibt.

In der zweyten Stelle aus dem Plutarch (περι τȣ ἀκȣειν, T. VI. Opp. p. 165 der Reisk. Ausg.) ist freylich von der schicklichen Gebehrdung der Zuhörer, nicht aber, wie Winkelmann will, bloß der Pythagoreer, die Rede, und von diesen sagt doch auch W., daß es bey ihnen für unanständig gehalten sey, den rechten Schenkel über den linken zu legen. Was Lessing darüber anmerkt, scheint mir sehr richtig zu seyn; Winkelmann aber citirte gewiß auch hier falsch, und hatte ohne Zweifel eine andre Stelle beym Plutarch in Gedanken, die in der Abhandlung περι δυσωπιας (T. VIII. Opp. ed. Reisk. p.

108.) vorkommt, wo er von der falschen Bescheidenheit redet, die uns oft verleite, auch in Kleinigkeiten das Schlechtere für das Bessere zu wählen, da man billig umgekehrt verfahren sollte. Und hier setzt er hinzu: ὥσπερ οἱ Πυθαγορικοι παρεφυλαττου ἀει μηδεποτε τῳ δεξιῳ μηρῳ του ἐυωνυμου ἐπιτιθεναι. d. i. „so wie auch die Pythagoreer darauf sahen, niemals den linken Schenkel über den rechten zu legen."

Die zuletzt angeführte Stelle beym Nicephorus Gregoras findet man in s. Byzantinischen Geschichte. B. XIX. Kap. 1. Abschn. III. (S Corp. Hist. Byzant. T. XX. p. 457.) Auf der von dem Kaiser Kantakuzenus im J. 1451 veranstalteten palamitanischen Synode redet Nicephorus mit Muth und Nachdruck wider die von dem Kaiser und dem Palamas mehr geschützten als verhinderten Mißbräuche und Irrungen der Kirche, und unterbricht seine, der Länge nach mitgetheilte, Rede mit folgender Bemerkung: Ὁ δε βασιλευς ἐχαλεπαινε και διῳδει θυμουμενος ἐφ' ἑαυτȣ, και συχνα στρεφομενος ἐπι τȣ βασιλειȣ θρονȣ, και τȣς ποδας ἀμοιβαδον νυν μεν ἐφαπλων, νυν δε συναιρων και συναπτων. „At Imperator aegre ferebat. et ira tacite inflabatur, et in solio imperatorio versabat se crebra agitatione, et

pedes alternis nunc diftendebat, nunc connexos implicabat."

IMAGINES. S. Ahnenbilder. — Die alten Römer hatten auch Knechte ad imagines, wie die Grabschrift auf einen solchen in dem Sepulchro familiae Augustae sich befunden. (Blanch. No. 32. p. 28. Gori, Num. CXXVII. p. 158.)

Ein solches Ahnenbild, wie es an feyerlichen Tagen aufgeputzt wurde, glaube ich auf einer Münze des M. Kalpurnius Piso (beym Oiselius, Tab. XLI. 4.) zu erkennen. Oiselius hält die Figur für einen Deum Terminum; aber die beygefügte Krone, und das Gefäß, die er für Opfergeräthschaft ansieht, halte ich vielmehr für die Todtenkrone und für einen Oelkrug oder lecythus, wie jene allen Todten aufgesetzt und beygelegt wird. Auf einem Marmor in Spon's Miſcell. erinnere ich mich beydes einer sterbenden oder todten Person eben so beygefügt gesehen zu haben.

Vielleicht ist auf einer dort gleich daneben stehenden Münze des August's der Terminus mit einer corona radiata ebenfalls nichts anders.

Man weiß, das die Knechte bey den Römern sehr zahlreich, und ihre Verrichtungen sehr mannichfaltig, waren. Diese findet man beym Pitiskus unter dem Art. Servi und

in des Maternus von Cilano Römischen Alterthümern, B. IV. 1156 ff. umständlich angezeigt. Die Servi ad Imagines waren vermuthlich eine Untergattung von den Servis Atriensibus oder Atriariis. S. ebendas. S. 1180. — Daß die beyden Münzen beym Oisel Ahnenbilder mit Todtenkränzen vorstellen sollten, ist mir doch nicht recht wahrscheinlich, weil es mir nicht ganz im Geiste der Antike zu seyn scheint, Bilder abzubilden, oder zu Symbolen auf Münzen zu wählen. Die Vermuthung Ursin's und Oisel's in Ansehung der ersten, daß mit dem Kranze und dem Opfergefäße auf die Abkunft des Kalpurnischen Geschlechts vom Numa, und auf dessen Anordnung des römischen Götterdienstes, besonders des Dienstes des Terminus, angespielt werde, dünkt mir freylich auch zuweit gesucht zu seyn; und die Erklärung, die dort Oisel von der zweyten Münze auf den August giebt, ist es gleichfalls, wenn sie gleich sinnreicher und wahrscheinlicher, als die von ihm angeführten andern beyden Deutungen, ist.

Isische Tafel. Der letzte, der diese Tafel zu erklären gesucht hat, ist Caylus in seinem Recueil d'Antiquités, Vol. VII. — Er hält sie für ein späteres, zu Rom verfertigtes, Werk, aus den Zeiten, in welchen die Römer zu dem ägyptischen Götterdienste so

großes Belieben trugen. Ich habe diese Erklärung noch nicht gelesen; ich muß es aber, so bald mir das Werk in die Hände kommt, um zu sehen, was ich für meine Anmerkungen, die ich über diese Tafel gemacht habe, darin antreffe.

Zu allererst wurde dieses bekannte und merkwürdige Denkmal ägyptischer Kunst im J. 1559 von dem als Münzkenner berühmten Enea Vico zu Venedig durch einen Kupferstich bekannt gemacht, der vom Giacomo Franco, gleichfalls zu Venedig, im J. 1600 aufs neue herausgegeben, oder nachgestochen wurde. Es gehörte damals dem Torquato, Sohn des Kardinals Bembo; und dieser letztere hatte es vom Papste Paul III. zum Geschenk erhalten, dem es von einem Schlosser soll verkauft worden seyn. Der Sohn verkaufte diese Tafel, und vermuthlich an den Herzog von Mantua, in dessen Bildergallerie sie noch zur Zeit des Pignorius stand. Als aber Mantua im J. 1630 von den Kaiserlichen eingenommen wurde, verlor sich diese Tafel, und man wußte sie lange nicht wieder aufzufinden, bis sie sich endlich auf einmal im Archiv zu Turin wieder anfand *), wo man

*) Brucker (Hist. Crit. Philos. T. I. p. 249.) sagt, sie sey von dem Leibarzte des Herzogs von Savoyen wieder entdeckt worden. Auch er ist über diese Tafel nachzulesen.

sie noch aufbewahrt. Die Tafel selbst ist aus rothem Kupfer, 3 Fuß 10 Zoll lang, und zwey Fuß, 3 Zoll, 9 Linien, breit. Die Figuren sind ziemlich flach eingegraben, nicht völlig eine Linie tief; ihre Farbe ist dunkler, und ihre Umrisse sind meistens mit Silberdrath eingefaßt. Der Grund, worauf die Figuren saßen oder standen, war ehedem von Silber, welches aber herausgerissen ist. Daß diese Tafel der Isis gewidmet war, leidet wohl keinen Zweifel; sie ist offenbar die Hauptfigur darauf, und nimmt, mit einem ansehnlichen Gefolge, das grössere von den drey Fächern ein, in welche die ganze Fläche getheilt ist. Sie heißt daher auch mit Recht Tabula Isiaca; zuweilen auch, von ihrem ehemahligen Besitzer, Bembina.

Mehrere Gelehrte haben die auf dieser Tafel befindlichen Figuren zu erklären versucht. Das umständlichste und gelehrteste Werk darüber ist Laur. Pignorii Mensa Isiaca, qua Sacrorum apud Aegyptios ratio et simulacra subjectis tabulis aeneis simul exhibentur et explicantur. Ed. III. Amst. 1669. 4. S. auch Kircheri Oedip. Aegypt. T. III. Synt. I. — Montfaucon, Antiq. Expl. T. II. P. II. L. 2. c. 1 — 3. — Keysler's Reisen, Th. I. S. 194 der Quartausgabe. — Banier's Erläuterung der Götterlehre, d. Uebers.

B. II. S. 350 ff. — Einer ihrer scharfsinnigsten Erklärer aber ist Jablonsky in den Miscellan. Berolin. T. VI, p. 339, und T. VII. p. 373. ff. Er hält diese Tafel für einen Festkalender der in Rom lebenden Aegypter, nach eben der dreyfachen Abtheilung, die das ägyptische Jahr hatte erst im zweyten oder dritten Jahrhunderte verfertigt. Einen Theil der auf der isischen Tafel befindlichen Figuren erläutert er in diesen beyden Abhandlungen; auch findet man viele andere dahin gehörige Erläuterungen in seinem Pantheon Aegyptiorum, (Frf. ad Viadr. 1750. gr. 8.) welches aus drey Theilen besteht, und worinn er anfänglich eine vollständige Erklärung der Tafel, nebst ihrer Abbildung, mitzutheilen Willens war; welches Versprechen er aber hernach wieder zurücknahm, weil theils das Pantheon schon die meisten von ihm zu gebenden Aufschlüsse enthielte, und er sich die übrigen zu geben nicht getraute. Einen summarischen Begrif von seinen Erläuterungen giebt Hr. Schlegel in der 260sten Anmerkung zum zweyten Bande seines übersetzten Banier, S. 361 ff.

Des Grafen Caylus Description de la Table Isinque steht in dem nach seinem Tode als Supplement im J. 1767 herausgekommenen siebenten Bande seines sehr schätzbaren Recueil d'Antiquités Egyptiennes

&c. p. 34—119, und die Tafel selbst ist auf der zwölften Kupferplatte mitgetheilt worden. Die bisherigen Erklärungen schienen ihm, bey aller darauf verwandten Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit, dennoch nur wenige Schwierigkeit zu heben; und seine Absicht war bloß, eine umständliche Beschreibung der auf dieser Tafel befindlichen zahlreichen Figuren zu liefern, um dadurch die Aufmerksamkeit derer, die sie studieren wollten, anhaltender zu beschäftigen, und ihnen die Vergleichung der einzelnen Theile dadurch zu erleichtern. Was er also über dieses Denkmal sagt, betrift bloß das Materielle desselben, und er betrachet es daher vornehmlich mit den Augen der Kunst. Ihm scheint diese Tafel in Aegypten selbst verfertigt, und zu der Zeit, als die Römer den ägyptischen Götterdienst in den ihrigen aufnahmen, folglich gegen das Ende der freyen Staatsverfassung, nach Italien gebracht zu seyn, um den neu eingeführten Religionsbräuchen dadurch einen festen Bestand zu geben, und ihrer willkührlichen Abänderung vorzubeugen. Seine Beschreibung enthält ungmein viel Lehrreiches, und verdient von dem, der den wahren Geist der ägyptischen Kunst und Vorstellungsart kennen zu lernen wünscht, aufmerksam studirt zu werden. Hier aber würde ein Auszug daraus zu weitläuftig werden.

Auch Lessing hatte, wie sich aus dem obigen Artikel ergiebt. Anmerkungen über diese Tafel gesammelt, die sich bisher, so viel ich weiß, nicht angefunden haben. Daß schon dieser Verlust, und noch mehr das Unterbleiben seines Vorsatzes, eine eigne Abhandlung darüber zu schreiben, sehr zu bedauern sey, darf ich wohl kaum erst bemerken.

Juden. Ob ein Jude, der sich taufen lassen, wenn sein Weib, die eine Jüdin geblieben, nicht weiter mit ihm leben will, eine andre Frau nehmen könne, ist eine Sache, worüber noch neuerlich in Frankreich sehr ist gestritten worden; nämlich bey Gelegenheit eines gewissen Baruch Levi aus Hagenau gebürtig, welcher sich im J. 1752 mit seinen zwey Kindern taufen ließ. Seine Frau kehrte nach Deutschland zu ihren Verwandten zurück; und als er eine andere Frau, eine Französin, dafür heirathen wollte, und sich deswegen an den Priester wandte, der ihn getauft hatte, und seine Frau kannte, so verweigerte ihm dieser die Erlaubniß, die ihm auch von dem geistlichen Gerichte zu Soissons, und von dem Parlamente zu Paris abgesprochen ward. Die Schriften, für und wieder, in dieser Rechtssache sind zu Paris gedruckt: Recueil important sur la question de savoir si un juif, marié dans sa religion, peut se remarier après son batême,

lorsque sa femme juive refuse de le suivre & d'habiter avec lui; 1759. 12. — Ich glaube, die Protestanten würden einem getauften Juden diese Erlaubniß nicht versagen, weil sie von der Unauflöslichkeit des Ehestandes überhaupt anders denken, als die Katholiken.

Ein Conversus aus dem Judenthume war unter andern Gallus Galleus, der zu Anfange der Reformation zu dem Papstthume getreten war, und bald hernach ein Lutheraner wurde. Denn um 1524 brauchte ihn schon Johannes Freyherr zu Schwarzenberg in seiner Landschaft das Evangelium zu predigen; wobey er mit dessen Kapellan in Streit gerieth, der ihm unter andern die Frage vorlegte, warum die Kirche nur vier Evangelisten angenommen habe. Er beantwortete diese papistische Frage christlich, und ließ seine Antwort drucken. (S. Wolf. Bibl. 104. 16. Quodl. 4.)

Der Titel dieser Beantwortung ist folgender: Warum die Kirch vier Euangelisten hat angenommen, eyn papistisch Frag. Ein christliche antwort darüber, mit außlegung des worts Christi, Ich hab euch noch vil zu sagen. — Gallus Korn. Das Ganze beträgt nur zwey Bogen; das Schreiben selbst ist an Joh. Neuber, Priester zu Marckscheinfeldt gerichtet, und von Schwarzenberg 1524 datirt, obgleich der Druckort

nicht genannt ist. In der Ueberschrift nennt sich der Verfasser Gallus Galleus, und vorher noch geht eine kurze Zuschrift an Caspar Korn, Priestern, seinen geliebten Bruder in Christo. Uebrigens wird die Frage kaum recht berührt, sondern bloß allerley Allgemeines über die Zulänglichkeit der Bibel, und die Entbehrlichkeit der Tradition und willkührlicher päpstlicher Kirchengebräuche gesagt. — Ueber die Frage, warum eben vier Evangelisten sind, s. Michaelis Einleitung ins N. T. Aufl. 3. Th. II. S. 770.

Joh. Fr. Jünger. Er war aus Meissen gebürtig, und disputirte im Jahr 1678 als Magister zu Leipzig de inanibus picturis, worunter er solche Gemählde verstand, die entweder bloße Wesen der Einbildung, oder solche Dinge vorstellten, die nicht ohne Aegerniß und Verletzung der Ehrbarkeit konnten gemahlt werden. Unter die erstern rechnet er auch die Engel als geflügelte Jünglinge, weil die Flügel den Engeln in der Schrift nur figürlich beygelegt würden.

Weder beym Jöcher, noch bey Hrn. Adelung, in den Zusätzen wird seiner erwähnt. Letzterer gedenkt eines Karl Christoph Jünger, der Prediger zu Dresden war, und 1687 zu Meissen geboren wurde. Vielleicht war dieser ein Sohn des oben angeführten.

K

Kädmon. Der angelsächsische Dichter, welcher das Alte Testament in diese Sprache poetisch übersetzt hat. Junius hat Stücke davon 1655 zu Amsterdam herausgegeben, unter dem Titel: Caedmonis Monachi Paraphrasis Poëtica Geneseos ac praecipuarum sacrae pagine Historiarum; in 4. — Junius glaubte, er sey aus dem sechsten Jahrhunderte; Hickes aber (Grammat. Angl. Saxon. p. 133.) giebt ihm ein weit jüngeres Alter. Joh. Heinr. Stuß, Rektor in Gotha, wollte ihn in seinem Thesauro Gotho-et Anglo-Saxonico wieder herausgeben; welches Unternehmen aber ins Stecken gerathen ist. — Kädmon lebte, nach dem Beda, in monasterio Streaneshalch sub abatissa Hilda, quae a. 630 obiisse dicitur. — Beda (Hist. Eccl. gent. Angl. L. IV. c. 24) ist auch wohl der einzige, der seiner gedenkt: „Carmina, sagt er, religioni et pietati apta facere solebat, ita, ut quicquid ex divinis libris per interpretes disceret, hoc ipse post pusillum verbis poëticis, maxima suavitate et compunctione, in sua, id est Anglorum, lingua proferret."

Hickes macht indeß nicht sowohl den Kädmon jünger, dessen Alter wohl aus dem Beda unstreitig ist; sondern er mißbilligt nur, daß Junius die gedachte Paraphrase unter seinem

Namen herausgegeben, und sie dem Kädmon so zuversichtlich beygelegt habe, da sie vielmehr für ein weit neueres Werk zu halten sey. (Praef. in Thes. lingu. septentr.) — — Klopstock indeß hat mir mehrmalen gesagt, daß er diese vorgeblich Kädmonische Paraphrase sehr poetisch gefunden habe.

Zuerst will ich die Nachricht hieher setzen, welche Herr Hofr. Adelung in s. Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexicon Th. II. Sp. 14. von diesem angelsächsischen Dichter ertheilt, weil sie in ihrer Art die beste und vollständigste ist:

„Caedmon, ein englischer Benediktiner von Whitby, im 7ten Jahrhunderte, welcher zu seiner Zeit einer der besten angelsächsischen Dichter gewesen seyn soll. Hist. Eccl. B. IV. Kap. 24. erzählt weitläuftig, wie er zu der Dichtergabe gekommen, welches denn, nach dem Geschmacke der damaligen Zeiten, freilich nicht anders, als vermittelst eines Wunders, geschehen konnte. Allein das kleine Gedicht von drey Strophen, welches wir noch von ihm haben, und welches eben das ihm im Traume eingegebene Gedicht seyn soll, macht diesem wunderthätigen Ursprunge eben nicht viel Ehre. Es scheint eine buchstäbliche Uebersetzung aus dem Lateinischen zu seyn, daher es auch keine Reime hat, und befindet sich in Alfred's angelsäch-

sischer Uebersetzung der Kirchengeschichte des Beda l. c., woraus Hickes in Gram. Anglo-Sax und Wanley in Antiquit. litterat. septentr. es haben abdrucken lassen. Es ist zugleich das einige Stück, welches uns aus der ächten angelsächsischen, oder der sogenannten brittisch-sächsischen Periode noch übrig ist; denn alle übrige angelsächsische Schriften sind aus der spätern dänisch-sächsischen."

„Beda versichert ausdrücklich, daß er ausser vielen moralischen Gedichten, auch noch die ganze biblische Geschichte, von der Schöpfung an, in Verse gebracht habe. Man hat unter seinem Namen auch noch wirklich eine poetische Uebersetzung, oder vielmehr Umschreibung des ersten Buchs Mosis, und der vornehmsten biblischen Geschichten, welche Franciscus Junius zu Amsterdam, 1655 in 4. herausgegeben hat; allein sie ist unstreitig weit jünger, und, wie schon Hickes bewiesen hat, ungefähr aus dem Jahre 1000; daher diese Arbeit, wenn sie auch ursprünglich von dem Kädmon herrühren sollte, doch von den spätern Abschreibern muß seyn verjünget worden, welches zu den damahligen Zeiten nichts Seltenes war. Von andern wird sie daher mit mehrerer Wahrscheinlichkeit dem Grammatiker Alfrik zugeschrieben, welcher im eilften Jahrhun-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

derte lebte. Kädmon starb 676; und sein Tod war, nach dem Beda, wieder eben so sehr von wunderbaren Umständen begleitet, als seine Einweihung zum Dichter.„ —

Wenn man die den Kädmon betreffende Erzählung, oder vielmehr Legende beym Beda selbst durchliest, so sieht man bald, wie wenig Grund die Voraussetzung des Junius, und wie große Wahrscheinlichkeit die Meynung des Hickes für sich hat. Es ist daraus nicht einmal darzuthun, das Kädmon jemals seine Verse niedergeschrieben habe. Die Rede ist dort durchgehends vom Singen und Dichten aus dem Stegereife, wozu er im Traume auf einmal die Gabe erhielt, nachdem er sich von einem Gastmahl, wo die Cither umherging, aus Unerfahrenheit des Gesanges hinweg begeben hatte. Selbst das Lied, desen Inhalt Beda mittheilt, oder vielmehr der Anfang seines Gesanges, ist wohl schwerlich vom Alfred, es müßte denn durch Tradition gewesen seyn, in seine angelsächsische Uebersetzung des Beda aus dem Original eingetragen, sondern bloß nach der lateinischen Stelle fast wörtlich von Alfred übertragen worden. Am richtigsten steht dieß Fragment in Wanley's Katalog der noch vorhandenen angelsächsischen Bücher und Handschriften, welcher den zweyten Band

von Hickesii Thes. Septentr. ausmacht, S. 287, aus einer Handschrift in der Bibliothek des Bischofs zu Norwich*). Merkwürdig bleiben diese Verse immer dadurch, daß sie, wie Hickes in der Vorrede zu s. angelsächsischen Grammatik bemerkt, in der Mundart der alten Angeln, die mit den Jütländern verwandt und benachbart waren, geschrieben sind, und deren Sprache folglich mit der alten dänischen sehr überein kam, wie einige dänische Wörter und die Rechtschreibung dieses Fragments beweisen. Dessen ungeachtet könnte es aber doch von Alfred, dem jene Mundart vielleicht noch bekannt war, in dieselbe eingekleidet, oder, wie gesagt, ihm durch Ueberlieferung mitgetheilt seyn.

Die von Franc. Junius herausgegebene poetische Umschreibung des ersten Buchs Mose und anderer biblischen Stellen hingegen, ist in dem spätern dänisch-angelsäch-

*) Eben finde ich, daß auch Hr. Adelung dieß Fragment, und einige den Kädmon betreffende Nachrichten, in der kurzen Geschichte der englischen Sprache, S. XV, mitgetheilt habe, die er dem ersten Bande seines Neuen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der englischen Sprache (Leipzig, 1783. gr. 8.) vorangesetzt hat.

sischen Dialekt geschrieben; und es war durchaus weiter kein Grund da, sie dem Kädmon beyzulegen, als Beda's Erwähnung der Genesis, woraus jener zu seinen Gesängen mit den Stof genommen habe. Auch in seinen Obss. ad Willeramum, p. 248 legt ihr Junius ein so frühes Alter bey. Uebrigens gesteht Hickes, daß der spätere Dichter die Schreibart und Manier der frühern Denkmäler dieser Art nicht unglücklich nachgeahmt habe.

Klangfüße. Ich habe einmal den Einfall gehabt, die Wirkungen der verschiednen Klangfüße auf uns nach den verschiednen Arten des Pulses zu bestimmen. Ich wollte mich bey den Aerzten unterweisen lassen, ob, und was für eine verschiedne Art des Pulses jede heftige Gemüthsbewegung insbesondere begleite, wenn man anders genaue und richtige Bemerkungen hierüber bey ihnen findet; und sodan wollte ich die Klangfüße untersuchen und festsetzen, welche mit jeder besondern Art des Pulses übereinkämen; welches sodann diejenigen seyn würden, die sich am besten zu denen Affekten schickten, die mit diesen Pulsen verbunden sind.

Dieß war ein bloßer Einfall von mir. Jetzt bringt mich eine Stelle beym Vitruv auf die Vermuthung, daß die Alten vielleicht schon längst so geschlossen, und auf diese Weise die

Wirkung ihrer Klangfüße bestimmt haben. Vitruv (L. l. c. 1.) redet von dem, was verschiedne Künste mit einander gemein haben, und wie die eine die andere nöthig haben könne, und wirklich brauche, ohne daß deswegen der Meister der einen auch völlig Meister der andern seyn dürfe. Dieß erläutert er durch das Beyspiel der Medicin und Musik, und sagt: Uti medicis et musicis et de venarum rhythmo, et de pedum motu; (sc. communis ratiocinatio est.) — Hieraus erhellt, daß die alten Aerzte die Lehre des Rhythmus auf die Pulsschläge angewandt, und daß sowohl die Medici als die Poeten über die verschiednen Verbindungen der langen und kurzen morarum, jene in der verschiednen Dauer der Pulsschläge, diese in der verschiednen Dauer der Töne, spekulirt haben.

Perrault hat diese Stelle Vitruv's ganz unrichtig übersetzt: De sorte qu'un Medecin & un Musicien peuvent bien parler par exemple de la proportion des mouvemens de l'artère, dont le pouls est composé, & de ceux des pieds, qui font les pas de la danse. Er hat es von der Bewegung der eigentlichen Füße verstanden. Allein, was hat der Rhythmus der Pulsader für eine Verwandtschaft mit der Bewegung der Beine beym Tanzen?

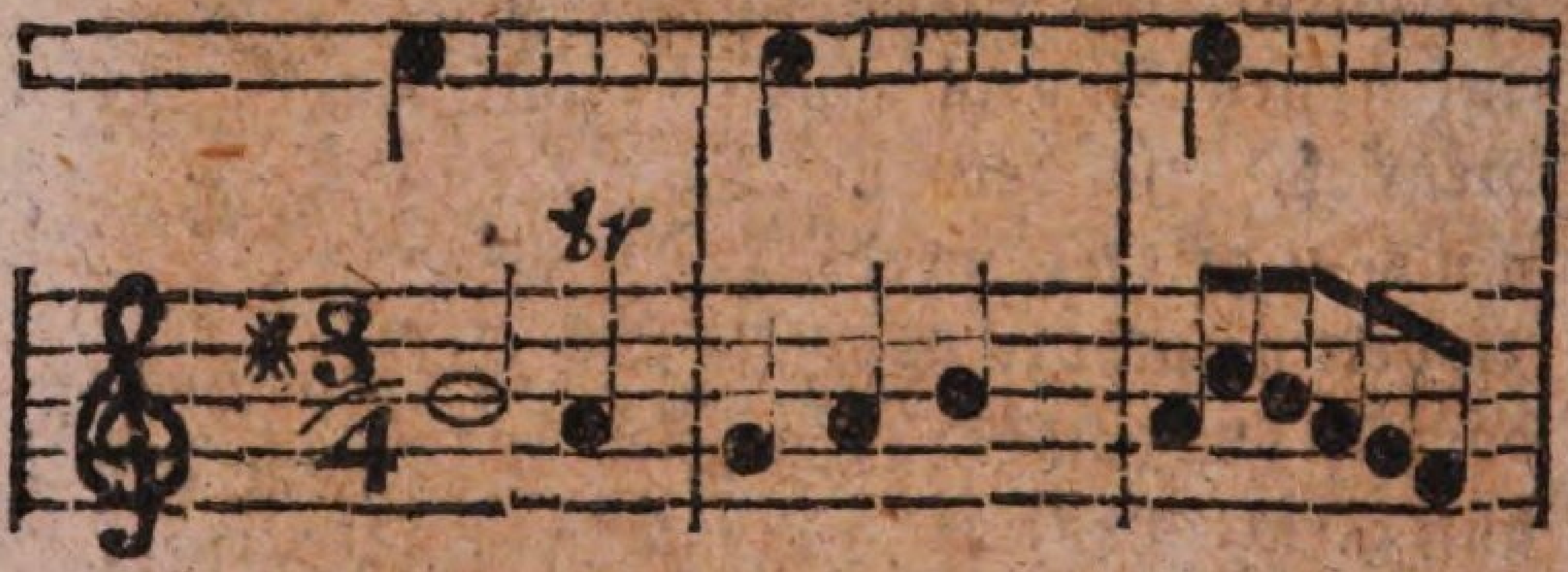
Zu meinem Erstaunen, oder vielmehr, zu meinem Vergnügen, finde ich nun, daß man mir in dieser Art von Untersuchung schon zuvorgekommen ist. Ein Medikus zu Nancy: Herr Marquet, hat ein Werk herausgegeben: De la Méthode de connoître le pouls par la Musique, welches sein Schwiegersohn, Herr Buchoz (Médécin Botanifie de feu le Roi de Pologne,) wieder hat auflegen lassen. L'Auteur prétend que le pouls naturel bât la même cadence qu'un menuet; c'est là le point d'où, il part pour la connoissance des pouls irréguliers; plus le pouls s'éloigne de la cadence du menuet, plus il approche, suivant cet auteur, de l'état de la maladie. — Die Ausgabe dieser Schrift von Buchoz muß noch ganz neu seyn; und ich muß sie bey erster Muße lesen.

Es scheint mir doch, das Perrault die Stelle beym Vitruv nicht so ganz unrichtig übersetzt habe. Liest man die Worte im Zusammenhange, so findet man, daß Vitruv bey dem pedum motu doch wohl mehr an den Tanz und an die zur Musik der Alten mitgehörige Orchestik gedacht haben müsse, als an die Vers- oder Klangfüße; weil er hernach hinzusetzt, daß man, ungeachtet dieser beyden gemeinschaftlichen Kenntniß, dennoch den Arzt zur Heilung eines Schadens, und den Tonkünstler zur Erheiterung einer fröhlichen Gesellschaft herbeyrufen werde.

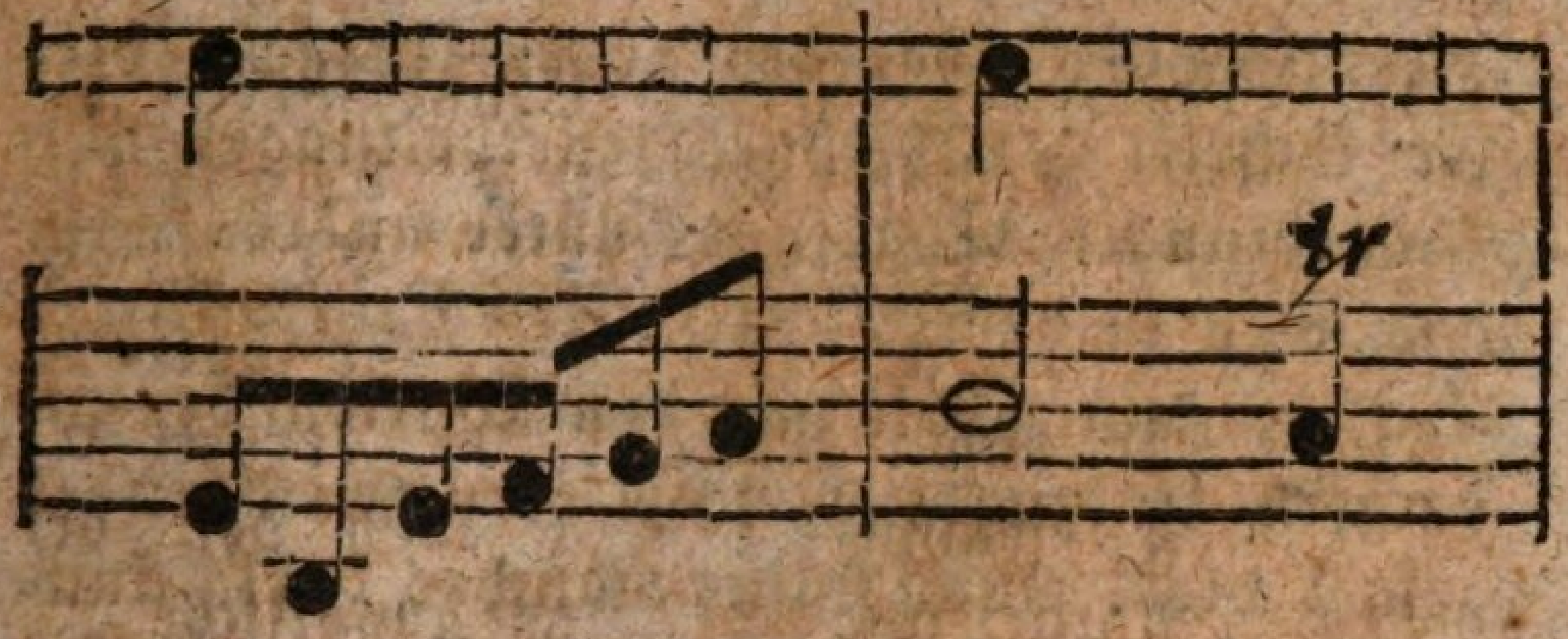
Marquet's, in ihrer Art allerdings merkwürdige Schrift, verdient hier eine nähere Beschreibung. Ihr Titel ist, in der neuen Ausgabe: Nouvelle Méthode facile & curieuse, pour connoitre le pouls par les notes de la Musique par feu M. F. N. Marquet. Seconde Edition augmentée &c. par M. Pierre Joseph Buchoz. Amst. & Par. 1769. gr. 12. Sie erschien zuerst zu Nancy, 1747. 4. In der Vorrede bemerkt der Verfasser, daß er nicht der erste sey, der die Klangfüße und Pulsschläge mit einander vergleiche. Unter den griechischen Aerzten habe schon Hermophilus diesen Gedanken gehabt. Dieser soll seine ganze Lehre vom Pulse darauf gegründet, und daher das Wort ἐνϑμος von demselben zum öftern gebraucht haben. Nachher sind auch Avicenna, Savanorola, Saxo, Fernel, und viele andre Arzneygelehrte auf eben diese Idee gerathen. Dieß letztre wird in einem der zweyten Ausgabe beygedruckten Auszuge dieser Schrift, vom Dr. Menuret gesagt, der auch hinzusetzt, daß Samuel Hafen Refferus *), ein deutscher Arzt, im J.

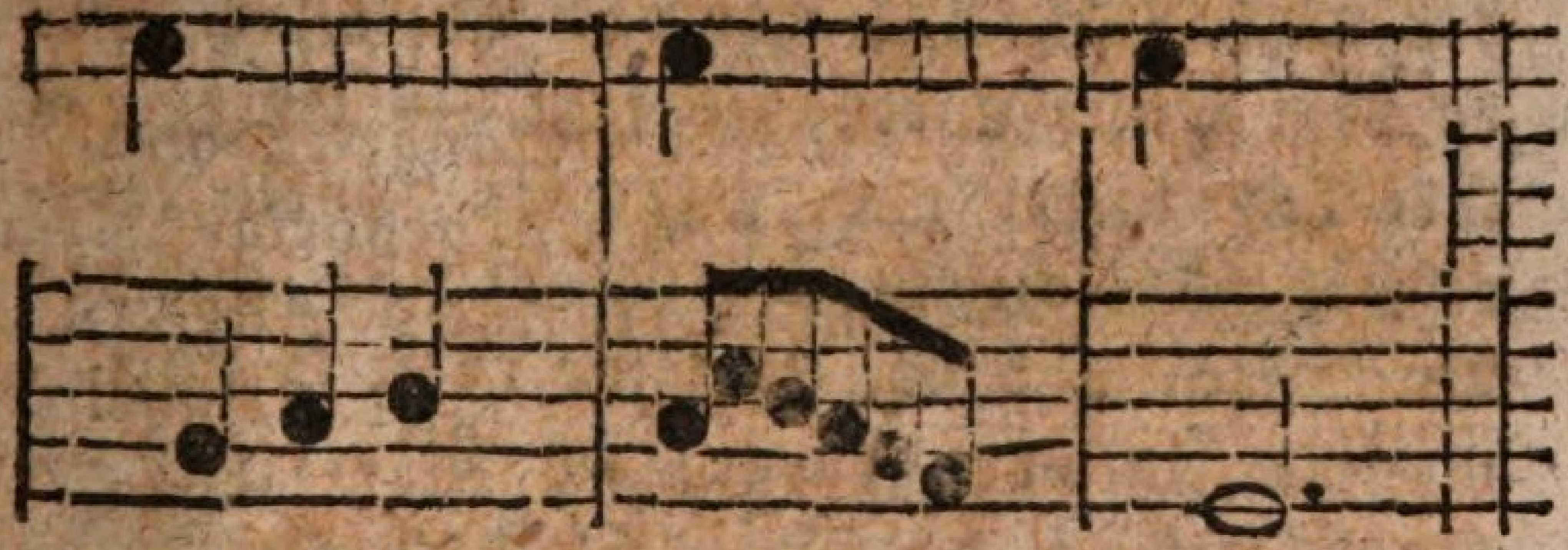
*) Nach Kestner's Angabe, in s. Medicin. Lexikon, hieß dieser deutsche Arzt Samuel Hafenreffer, war zu Herenberg im Würtembergischen 1587 geboren, und starb als

1601 eine Abhandlung hierüber: Monochordon Symbolico - Biomanticum, habe drucken lassen. — Marquet handelt zuerst von den verschiednen Arten des Pulses; hernach zeigt er die Methode an, wie sich der Puls durch die Musik beurtheilen lasse, und behauptet, der natürliche Puls habe völlig das Tempo einer Menuet, so, daß auf jeden Takt ein Pulsschlag, und fünf Intervallen kämen, wovon er jenen mit einer schwarzen Note, und diese mit fünf Strichen zwischen zwey Linien bemerke. Man sehe hier z. B. die acht ersten Takte seiner ersten Kupfertafel:

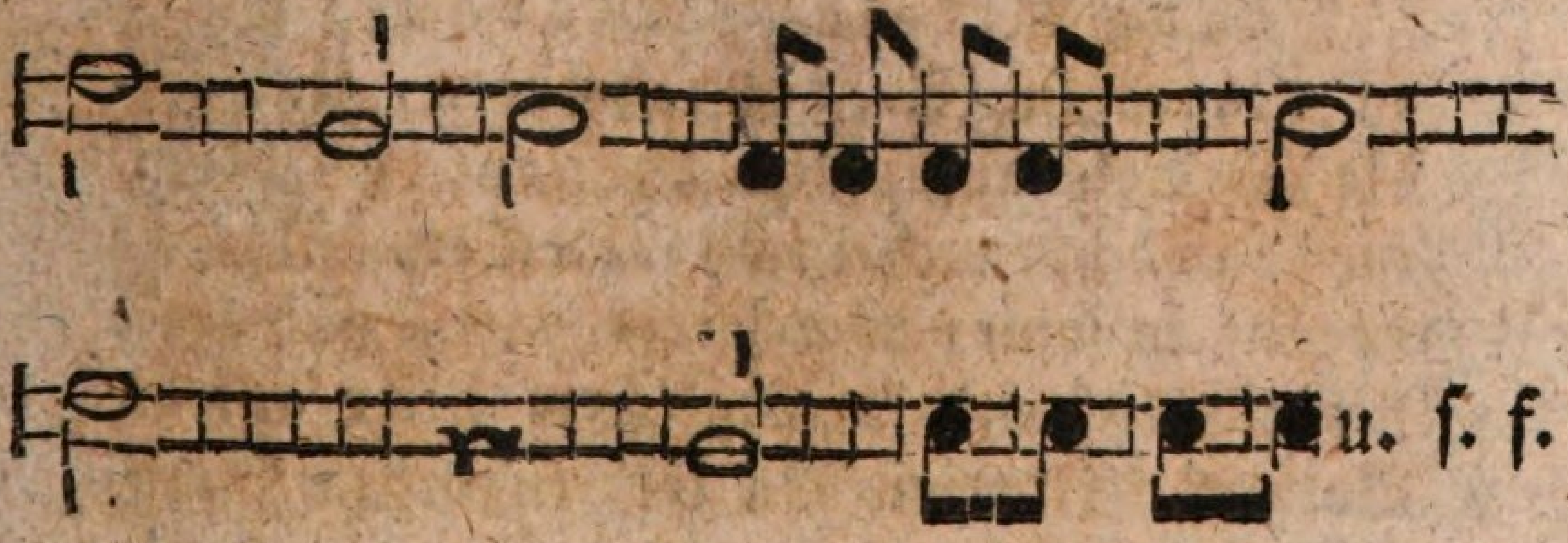


Tübingischer Professor 1660. Unter seinen Schriften wird dort die obige als die merkwürdigste angeführt, unter dem Titel: Monochordon Symbolico - Biomanticum, abstrusissimam pulsuum doctrinam ex harmoniis musicis dilucide figurisque oculariter demonstrans; Ulmae, 1640. 8. Conring soll davon in s. Introd. in art. medic. p. 216 nicht sehr vortheilhaft geurtheilet haben.





Und so geht er nun die verschiednen Abweichungen und Geschwindigkeiten des Pulses durch, und sucht sie alle durch musikalische Noten zu bezeichnen; z. B. den konvulsivischen Puls auf folgende Art:



Herr Buchoz hat der neuen Ausgabe dieser Schrift verschiedne Beurtheilungen und Anmerkungen beygefügt, unter andern auch das, was in dem Dictionaire Encyclopédique, zum Theil mit den Worten des gedachten Auszuges von Menuret darüber gesagt wird. Man findet manches darin sinnreich; erklärt aber doch das für ein seltsames Gemisch einiger Lehrsätze der Galenisten, der mechanischen Aerzte und Chemiker, was er vom Pulse überhaupt sagt. — Unter den Kritiken findet man sogar S. 79 ein satyrisches Gedicht in bouts rimés auf den Verfasser, und S. 82 seine eben so mittelmäßige Antwort darauf im Liederton. — Hr. Buchoz hat S. 166 noch eine Prüfung dieser Idee, und S. 174 ff. eine eigne Abhandlung, Nouvelle Méthode de guérir la mélancolie par la Musique, beydrucken lassen; zuletzt auch noch ein Eloge historique de M. Marquet. Hieraus nur noch folgendes, als ein kleiner Beytrag zur medicinischen Literatur:

Franz Nikolaus Marquet wurde zu Nancy im J. 1687 geboren, studierte die Medicin anfänglich zu Pont-a-Mousson, und hernach zu Montpeiller, übte sie darauf in seiner Vaterstadt aus, und legte sich zugleich mit vorzüglichem Eifer auf die Botanik. Eine von den lothringischen Pflan-

zen gemachte Sammlung widmete er dem Herzoge, der ihn dafür zu seinem Leibarzt ernannte, und ihm ein Jahrgehalt aussetzte. Als praktischer Arzt machte er sich zwanzig Jahre hindurch, besonders bey der Armuth, ungemein nützlich, welches er aber in der Folge aufgab, ohne jedoch das ihm dafür ausgesetzte Gehalt zu verlieren. Seine botanischen Bemühungen setzte er dabey immer fort, und erweiterte seine Geschichte der lothringischen Pflanzen, die er in die Form eines Wörterbuchs von drey Foliobänden brachte, und wovon er einen handschriftlichen Auszug in Einem Quartbande hinterließ. Im J. 1750 gab er den ersten Band seiner Obſervations ſur la guériſou des maladies nigiies & chroniques heraus, und hinterließ den zweyten im Mſpt. Auch schrieb er eine Abhandlung über die Pflanze ſedum minus acre. Zuletzt ward er Dechant des Königl. Kollegii der Aerzte zu Nancy, arbeitete noch an einer Materia Medika, und starb den 28. May, 1759.

Kolorit. Man wird unten im Artikel Lana finden, daß der sel. Lessing Willens war, das dritte Kapitel aus demjenigen Theile des Prodromo all' Arte Maeſtra des Francesco Lana, welcher von der Mahlerey handelt, ganz zu überse-

tzen, weil dieses Kapitel über das Kolo-rit in der Kürze so viel Gutes in sich fasse, als er nirgend angetroffen habe. Aus gleicher Ueberzeugung erfülle ich hier seinen unausgeführt gebliebenen Vorsatz.

Regeln über das Kolorit.

Wer sich durch Beobachtung der dahin gehörigen Vorschriften in der Zeichnung festgesetzt hat, dem wird auch die Farbengebung nicht schwer fallen. Weil aber doch auch hierüber verschiednes in Acht zu nehmen ist, so will ich die vornehmsten und nöthigsten Vorschriften, welche das Kolorit betreffen, hier anführen, und mich bemühen, nichts von dem zu übergehen, was dem angehenden Künstler in dieser Rücksicht lehrreich werden kann.

Hat man also die Zeichnung zu Stande gebracht, so wird man finden, daß dieselbe viele Oberflächen, das heißt verschiedne vermittelst der Striche der Zeichnung von einander abgesonderte Theile enthält; und diese sind nun mit verschiednen, theils hellen, theils dunkeln, Farben auszufüllen. Dergleichen Oberflächen nennt man gewöhnlich Lichtpartien; indem man nämlich zuerst auf dem Gemählde die bloßen Umrisse der Figuren zieht, welches der erste Theil der Zeichnung ist, und die Umschreibung heißt, worin man nichts weiter sieht, als die Aussenlinie, wovon der gezeichnete Gegenstand begränzt

und umgeben wird. Hernach bemerkt man die Gränzen des Lichts und des Schattens, und unterscheidet sie durch verschiedene Linien, welche den ganzen umschriebenen Körper in verschiedne Theile oder Flächen abtheilen; und dieß ist dann das zweyte Stück der Zeichnung. Endlich nun muß man diese mit ihren gehörigen Lichtern ausfüllen, welches man entweder mit dem bloßen Hellen oder Dunkeln thut, oder mit den Farben, deren Wirkung ungleich besser ist, weil sie mehr die Natur nachahmen, und der Zeichnung eine gewisse Schönheit und Anmuth ertheilen, Wenn man auf diese Weise die Flächen mit Farben ausfüllt, so muß man, wie bey der Farbengebung überhaupt, darauf sehen, daß eben so, wie die wirklichen Körper aus vier Elementen bestehen, und eins derselben mehr, als das andre, in einigen Theilen hervorsticht, und daher dem Körper eine andre Farbe giebt, daß eben so auch der Mahler, welcher die Natur nachahmen will, vier Hauptfarben dazu nöthig hat, welche mit den vier Elementen übereinstimmen; nämlich der rothen Farbe, sie sey nun aus Zinnober, oder Lack, oder Mennig, welche dem Feuer entspricht; der blauen Farbe, welche die Luft andeutet; der grünen, die dem Wasser ähnlich ist; und der dunkelgrauen oder schwärzlichen, welche die Erde andeutet. Und diese Farben muß er dergestalt mischen, daß er da, wo er das Uebergewicht des einen Elementes aus-

zudrücken hat, die demselben entsprechende Farbe verstärke. Will er z. B. ein blutvolles und vom Zorn entflammtes Gesicht darstellen, so nimmt er dazu den Zinnober und Mennig; will er eine braune Gesichtsfarbe ausdrücken, so bedient er sich des Lackes. Ist hingegen seine Absicht, ein furchtsames, kaltes oder mattes Antlitz zu mahlen so enthält er sich der Röthe, und bedient sich mehr des Aschgrauen. Und so auch in andern Fällen. Es ist daher sehr gut, wenn sich in dem Bilde auch nicht der kleinste Theil findet, der nicht mit allen diesen vier Farben gemahlt ist; so, wie in dem wirklichen Körper in jedem Theile eine Mischung aller vier Elemente befindlich ist. Hätte ich also eine noch so weisse Fleischfarbe auszudrücken, so würde ich doch unter das Weisse ein wenig Zinnober mischen, welches zur Andeutung des Blutes nothwendig ist, ohne welches kein lebendiges Fleisch bestehen kann. Ausserdem aber würde ich auch etwas weniges vom blauen Ultramarin beymischen, welches in allen Farben eine trefliche Wirkung thut, vornehmlich, wenn es mäßig in der Karnation gebraucht wird, wodurch dieselbe ein gewisses himmlisches Licht und Ansehen erhält, die ihr eine gewisse Lieblichkeit und Anmuth ertheilt. Weil aber überdieß in jedem wirklichen Körper, ausser den vier Elementen, woraus er besteht, auch eine gewisse Mischung des Lichtes befindlich ist, und er, wo diese fehlt dunkel und finster

bleibt; so haben wir auch in der Mahlerey zwey Farben, wovon die eine mit dem Lichte Aehnlichkeit hat, nähmlich die weisse Farbe; und wovon die andre das Dunkle ausdrückt, nähmlich die schwarze, aus gebrannten Knochen, oder Rauch, oder Kohlen, oder schwarzer Erde. Und weil ferner, wie ich anderswo zeige, das Licht nichts anders ist, als reines Weiß; und die Finsterniß reines Schwarz; so sind das bloße Weiß und Schwarz nicht zwey Farben; sondern der äußerste Grad dieser Farben; eben so, wie die Punkte das Aeußerste der Linie, aber nicht die Linie selbst sind. Indeß haben wir nun einmal nichts weissers, als die Kreide oder das Bleiweiß, und nichts schwärzers, als gebranntes Elfenbein: und daher bedienen wir uns dieser Farben, Licht und Finsterniß auszudrücken. Unter Finsterniß verstehe ich auch die Schatten, welche die Abwesenheit des Lichtes sind. Wo also diese Abwesenheit des Lichtes größer ist und die Schatten dichter, da nimmt man mehr Knochenschwärze; wo sie hingegen geringer ist, da bedient man sich mehr der dunkeln Erdfarben, oder mischt eine etwas hellere Farbe hinzu. Man muß daher bey jedem zu mahlenden Gegenstande, und folglich bey jeder Farbe, das Bleiweiß hinzunehmen, wo eine Lichtparthie, und die Knochenschwärze, wo eine dunkle Parthie auszudrücken ist. Und so muß man auch nach Verhältniß des geringern oder stärkern Lichtes mehr oder weniger Bleiweiß hinzu thun,

wobey denn die Uebung die beste Lehrmeisterin seyn wird, die uns in Stand setzt, alle Farben gehörig zu mischen, der auf das bisher Gesagte die nöthige Aufmerksamkeit gewandt hat.

Weil ich aber doch in dieser kurzen Abhandlung die ganze praktische Mahlerey zu lehren wünsche, so will ich hier auch noch anführen, wie ich, ehe ich mahle, auf meiner Palete verschiedene Farben zu bereiten pflege. Ich nehme nähmlich mit einer Messerspitze die angerührten Farben, und verbinde und knete sie mit eben der Messerspitze hier und da auf dem Brette durch einander. Auf die eine Seite lege ich ein wenig reines Bleiweiß mit keiner andern Farbe vermischt, und bediene mich desselben, um auf dem Gemählde die höchsten Lichter anzubringen; und auf eine andere Seite lege ich ein wenig Beinschwärze, gleichfalls unvermischt, für die größern Schatten, und etwas Umbra für die kleinern. Die andern Farben lasse ich niemals ganz einfach, wenn sie nicht etwa zu irgend einem Gewande gebraucht werden sollen, sondern ich mache davon verschiedne Tinten und Halbtinten, mit mehrerley Mischungen. Zuerst mache ich eine Tinte von blauem Ultramarin, wozu ich nicht von dem allerbesten nehme, mit etwas Bleiweiß, dessen ich mich fast zur Mischung aller Tinten bediene; hernach mache ich mit Zinnober, oder rother Erde mit Bleiweiß vermischt, drey Tinten, die eine noch voller als die andre;

und dieser bediene ich mich zur Karnation; doch so, das ich sie niemals einzeln brauche, sondern etwas weniges von einer andern aus Lack und Bleiweiß gemischten Tinten hinzu nehme. Da, wo das Fleisch recht blutreich seyn soll, nehme ich etwas mehr Lack; wo es etwas blässer seyn soll, etwas weniger, und brauche die Tinte des minder gesättigten Zinnobers. Allemal aber nehme ich zur Fleischfarbe ein wenig von der oben erwähnten blauen Tinte mit, welche eine ganz herrliche Wirkung thut. Ausserdem mache ich noch drey andre sogenannte Halbtinten mit Bleiweiß und Umbra, wovon die eine heller ist, als die andere, wobey in der hellern es nur ganz wenig Umbra braucht; und, wenn ich eine dunklere Tinte haben will, nehme ich noch etwas Beinschwärze dazu. Auch diese Halbtinten von Umbra dienen gleichfalls zur Karnation, und vornehmlich die hellsten, die man nicht für sich allein brauchen, sondern ein wenig mit den rothen Tinten und der blauen vermischen muß. In den Schatten der Karnation, das heißt, in den mindern beleichteten Theilen, kann man zu den dunklern Halbtinten noch ein wenig von der mit Lack gemachten Tinten hinzu thun, weil diese eine dunkle Fleischfarbe giebt; auch muß man das Blau nicht sparen, weil es hier gleichfalls die Karnation überaus fein und gefällig macht.

Man muß also mit der Messerspitze auf der Palette alle diese Tinten und Halbtinten vermit-

telst des Bleiweisses so anmachen, daß die Farbe einer jeden, nachdem sie dunkel oder hell seyn soll, minder oder mehr mit demselben gemischt sey. Hernach muß man beym Mahlen selbst mit dem Pinsel ein wenig von der einen und von der andern nehmen, und sie, nachdem es Noth thut, unter einander mischen, wobey man dahin zu sehen hat, daß alle diese Tinten auf dem Gemählde selbst der wahren und natürlichen Fleischfarbe so nahe kommen, als es nur immer möglich ist. Weil man aber nicht wissen kann, an welcher Stelle man die eine oder die andere anzubringen habe, ohne daß man die verschiedenen Lichter kennt, welche auf die zu mahlenden Gegenstände verschiedentlich fallen, so halte ich es für nothwendig, hier auch etwas über die Lichter zu sagen, weil von der rechten Kenntniß derselben diese ganze Kunst abhängt. Es ließe sich hierüber mancherley bemerken. Da ich hier aber mehr die Ausübung der Mahlerey, als die Theorie der Farben, und andre zur Optik gehörige Dinge, zu lehren wünsche; so will ich einige Bemerkungen nur ganz kurz berühren, die dem, der sie gehörig gefaßt hat, sehr nützlich werden können.

Zuerst muß der Mahler auf den Ort Rücksicht nehmen, wo seine Arbeit soll aufgestellt werden. Hat er z. B. ein Gemählde zu verfertigen, welches an einem bestimmten Platz eines Saals oder einer Kirche soll aufgestellt werden, so muß er dahin sehen, von welcher Seite, oder

auf welche Weise das Licht darauf fallen wird; ob von einer Seite, ob von vorn her, ob von oben, oder anders woher: und wenn er es nun nicht, wie das sehr gut seyn würde, an Ort und Stelle mahlen kann, so mahle er sein Bild wenigstens so, daß die hellen Parthien auf eben die Seite kommen, von woher das Licht darauf fallen wird; und den Theil des Bildes, der sich am meisten hebt, und dem Lichte am nächsten ist, mache er heller, als alle die übrigen. Hernach gebe er dem Gemählde die übrigen allmählig abnehmenden hellen Parthien, in Verhältniß zu der immer größern Entfernung des Lichtes und der Hebung der Parthien; dergestalt, daß ein einziger Theil des Gemähldes das erste und größte Licht habe, und hernach die übrigen, ihrer Lage nach, mehr oder weniger, von geringerer Beleichtung sind. Fällt also das Licht von oben ein, und unmittelbar auf die Stirn eines menschlichen Bildes, so muß dieser vom Lichte getroffene Theil auch am hellsten, die Wange oder die Nase schon weniger hell, und die Schultern, Hände, Beine noch minder beleuchtet seyn, weil diese weiter von dem von oben her einfallenden Lichte entfernt sind, und folglich weniger hell seyn müssen, als alle die obern und dem Lichte nähern Theile.

Zweytens muß man wohl merken, daß das hier Gesagte von denen Parthien zu verstehen ist, auf welche das Licht senkrecht, oder in rech-

ten Winkeln, herabfällt; weil diejenigen, auf welche es schief, und mit stumpfen Winkeln fällt, auch dann, wenn sie dem Lichte näher sind, zwar heller seyn müssen, doch so, daß Eins durch das andre gemildert wird. Daher kommt es, daß die mehr gehobenen Parthien gemeiniglich auch stärker beleuchtet werden, weil sie meistens das Licht mehr in gerader Linie erhalten; ich sage, meistens, weil zuweilen, der verschiedenen Lage nach, das Licht gerader hin auf die minder hohen Theile fällt, und diese daher heller seyn müssen. So z. B. wenn das Licht von der Seite her auf das Gesicht, und gerade oder senkrecht auf die eine Seite der Nase fällt, und sie daher mehr beleuchtet, als den Vordertheil der Nase, obgleich dieser erhobener ist. Fällt aber das Licht geradehin auf das Gesicht, alsdann ist auch der vordere Rand der Nase derjenige Theil, welcher die meiste Beleuchtung hat.

Drittens: da ein Lichtstrahl nicht anders senkrecht auf eine Fläche, als auf einen einzigen Punkt fallen kann, so muß auch die stärkste Beleuchtung einer jeden von den vielen Oberflächen des gemahlten Körpers in diesem einzigen Punkte seyn, auf welchen das Licht senkrecht fällt; und je schiefer das Licht auf die von diesem Punkte entfernten Theile fällt, desto weniger hell müssen sie seyn. Hierin besteht die allmählige Abstufung der Farben von der höchsten Helle bis zum

tiefsten Dunkel; und sie müssen daher im Verhältniß zu der mehr oder weniger schiefen Richtung des Lichtstrahls abnehmen, wenn dessen Entfernung auch die nämliche ist. Und wenn derjenige Theil, auf welchen das Licht schiefer einfällt, auch zugleich am weitesten von dem Lichte entfernt ist, so muß auch die Abnahme desto größer seyn. Fällt aber das Licht auf den einen Theil schiefer, als auf einen andern, und jener ist dem Lichte näher, als dieser; so muß die geringere, durch die Schiefheit des Einfalls verursachte Beleuchtung durch diejenige Helle ersetzt werden, welche durch die Nähe des Lichtes veranlaßt wird.

Viertens bemerke man, daß in dieser Abstufung des Hellen und Dunkeln, oder des Lichtes und Schattens, die ganze Stärke des Kolorits, und der Hebung der einzelnen Theile besteht. Und damit diese sich nicht auf eine wilde, plötzliche Art durch das größere Helle oder Dunkle hindurch heben mögen, so muß man die Farben auf eine angenehme und unmerkliche Art allmählich abnehmen lassen. Denn eben in dieser unvermerkten Abnahme besteht die Annehmlichkeit des Kolorits, wobey alles Rauhe zu vermeiden ist, wodurch das Auge beleidigt wird, so bald es schnell von der höchsten Helle zum tiefsten Dunkel überspringen muß. Selbst diejenigen Umrisse, in welchen es nöthig scheint, einen solchen schnellen Sprung zu machen, müs-

fen mit einer gewissen Anmuth behandelt und vertuftet werden, um diesen unmittelbaren, raschen Uebergang zu mildern. Befindet sich ferner das Licht auf der Mitte einer Fläche, und giebt es auf beyden Seiten derselben Abstufungen ins Dunkle, so entsteht daraus diejenige Wirkung, welche man das Abrunden (tondeggiare) nennt. Denn die mittlere Parthie, die das meiste Licht hat, tritt alsdann mehr hervor, als die übrigen, welche sich auf beyden Seiten ins Dunkle neigen, und daher immer weniger erhoben scheinen, so, daß sie nun, dem Ansehen nach, ihr Licht von der Seite her erhalten, wie es bey den Seitentheilen eines runden Körpers, der sein Licht in der Mitte hat, wirklich der Fall ist.

Fünftens, ist es eins von den vornehmsten Verdiensten des Künstlers, wenn er durch die Vertheilung des Lichts und Schattens seinem Gemählde so viel Stärke zu geben weiß, daß es, so viel möglich, hervortrete, oder gleichsam hervorspringe. Um dieß zu erhalten, muß er, ausser der nöthigen Kenntniß der Lichter, auch die von vielen ertheilte und von wenigen verstandene Regel beobachten, daß man sich der weissen Farbe äußerst sparsam bediene. Dieß ist aber nicht, wie manche glauben, von der geringen Menge des Weissen zu verstehen; denn im Grunde ist die Menge der zum Mahlen eines Gesichtes erfoderlichen weissen Farbe größer, als

der ganze Vorrath der übrigen dazu nöthigen Farben; und überhaupt braucht man zum Kalorit nur selten irgend eine Farbe, die nicht mit der weissen vermischt würde, indem diese alle die übrigen Farben eben so mildert, wie das Licht die dadurch beleuchteten Körper. Der Sinn jener Vorschrift ist also dieser, daß man an keiner Stelle des Gemähldes das bloße Weiß anderswo sehen müsse, als auf dem Punkte, auf welchen das nächste Licht senkrecht fällt, und daß alle die übrigen Theile auf die gehörige Art, und in der gehörigen immer mehr ins Dunkle gehenden Abstufung müssen behandelt werden. Hierdurch entsteht zuletzt ein voller Schatten, durch welchen das Licht desto mehr gehoben wird; und das Gemählde erhält dadurch die Kraft, den Zuschauer zu täuschen, daß er glaubt, es trete aus der Fläche der Leinewand hervor.

Sechtens muß man die verhältnißmäßige Stärke oder Schwäche des Lichtes, welches auf das Gemählde fällt, wohl in Acht nehmen, und bemerken, ob der Platz des Gemähldes ein starkes oder schwaches Licht, oder wie man zu sagen pflegt, ein lebendiges oder todtes Licht haben werde. Denn nach Verhältniß des größern oder geringern Lichtes muß auch das Helle und Dunkle des Gemähldes stärker oder schwächer, im gegenseitigen Verhältniße seyn; das heißt: wenn das wahre Licht schwach und todt ist, so muß das Gemählde seine erdichteten Lichter,

d. i. eine muntre und lebhafte Helle haben; ist hingegen das Licht lebhaft und stark, so muß das Helle des Gemähldes etwas schwächer und gemäßigter seyn. Der Grund hievon ist, weil das wahre Licht, welches auf das Gemählde fällt, dasjenige ist, welches mit dem erdichteten oder angenommenen Hellen des Gemähldes zugleich auf das Auge zurückgeworfen wird, und beyde mit einander auf das Gesicht oder den Augenblick gemeinschaftlich wirken. Weil nun alles Uebertriebene das Gesicht beleidigt, so kann es nicht zwey Lichter aushalten, die beyde allzu hell und lebhaft sind; und eben so wenig verträgt es zwey allzu schwache und todte Lichter. Um also dem Auge zu gefallen, muß man das Lebhafte des wahren Lichtes durch das Todte des erdichteten, und das Todte dieses letztern durch die Lebhaftigkeit des erstern zu mildern suchen. Ist das Gemählde schon fertig, und man sucht erst den Platz auf, wo man es hinstellen will, so muß man ebenfalls darauf sehen, es in dem Falle, wenn die Farben desselben sehr hell und lebhaft sind, in ein mäßiges, und wenn sie matt und schwach sind, in ein desto lebhafteres Licht zu stellen.

Siebentens habe ich bemerkt, daß das Licht, wenn es auf einen hellen und glänzenden Körper fällt, denselben weit mehr erhellt, als einen minder glatten und glänzenden Körper. Besonders gilt das von demjenigen Theile, der senk-

recht von dem Lichte getroffen wird, und dann ungemein leuchtend ins Auge fällt. Man kann dieß an einer geschliffenen krystallnen Kugel, und selbst an dem Licht in unsern Augen wahrnehmen. Daher kommt es auch, das derjenige Theil des Auges, welcher in dem Gemählde geradehin von dem Lichte getroffen wird, mit einem durchaus weissen Punkte muß ausgedrückt werden, wodurch er dann den höchsten Glanz erhält. Man muß sich also in Ansehung der Beleuchtung zur Regel machen, diejenigen Theile allemal mit hellern Farben anzudeuten, die vorzügliche Glätte und Glanz haben sollen. Wollte man z. B. eine helle und glatte Karnation ausdrücken, so müßte man sie heller mahlen, obgleich dazu auch die Oberfläche des Gemähldes selbst viel beyträgt, wenn sie glatt und mit feingeriebenen Farben gemahlt ist, wozu denn einige am Ende noch einen gewissen Firniß hinzufügen, von welchem wir hernach reden werden.

Achtens muß man wohl erwägen, daß man ausser den geraden und einfallenden Lichtern auch auf die zurückgeworfenen, oder auf die Wiederscheine zu sehen hat; indem diese ganz ungemein dazu helfen, dem Gemählde eine gewisse Stärke zu geben, und zu machen, daß es gehörig hervortrete, so bald man sie am gehörigen Orte anzubringen weiß. Man muß sie also zuerst aufs genaueste an jedem Körper

in der Natur bemerken, um davon eine vollständige Kenntniß zu erlangen; und man wird finden, daß von den andern Körpern in der Nähe das Licht auf alle die Seiten zurückfällt, worauf es zurückfallen kann; vornehmlich aber auf diejenigen, welche den letzten Umrissen des gesehenen Körpers nahe sind, weil diese auch dem wiederscheinenden Körper am nächsten sind. Daher muß man die Wiederscheine allemal an den beschatteten Theilen anbringen, weil der Körper, welcher das zurückgeworfene Licht erhält, sich in der Mitte zwischen demjenigen Orte befindet, woher das Licht kommt, und zwischen dem Körper, der es zurückwirft; so, daß also diejenigen Theile, die am meisten im Schatten sind, und von dem geraden Lichte in der schiefsten Richtung getroffen werden, das zurückgeworfene Licht von jenem Körper erhalten, welcher dem Lichte an der Seite nach dem Schatten zu entgegen steht. In den Umrissen dieses letztern müssen also diejenigen Wiederscheine angebracht werden, die eben dadurch schwach ausfallen, und gleichsam durch den Schatten hervorschießende Halblichter sind. Diese werden hingegen desto heller seyn, je näher, glatter und lichter der Körper ist, der sie zurückwirft; und sie thun dann eine desto treflichere Wirkung, weil sie auch diejenigen Theile sichtbar machen, die hinter dem Körper ver-

borgen sind. Daher kommt es, daß ein Gemählde, in welchem dergleichen Wiederscheine kunstreich ausgedrückt sind, sich dergestalt hebt und abrundet, daß man auch die hinten befindlichen Seiten zu sehen glaubt. Auch bemerke man, daß das Licht, welches von einem gefärbten Körper zurückgeworfen wird, etwas von der Farbe annimmt, deren Wiederschein es ist; dieß muß aber nur ein ganz leichter, mit vieler Geschicklichkeit behandelter, und am gehörigen Orte angebrachter, Anstrich seyn, der dann eine schöne Wirkung thut, indem das Auge nicht nur erkennt, daß es ein bloßer Wiederschein ist, sondern auch einsieht, von welchem Körper er entsteht.

Neuntens, um einem Gemählde die gehörigen und am rechten Orte angebrachten Lichter und Schatten zu geben, muß man vorher einen Ort ausser dem Gemählde festsetzen, von welchem man annimmt, daß das Licht darauf fällt, und hernach das Stück, welches man mahlen will, in eine solche Lage neben einem Fenster stellen, daß das durch dasselbe einfallende Licht so darauf falle, wie wir es wünschen, entweder stark oder schwach, von der Seite, oder gerade zu, oder von oben herab. Und dann muß das Gemählde eine solche Lage in Ansehung des Lichtes haben, während daß es gemahlt wird, als es hernach haben soll, wenn es fertig ist, und an dem

bestimmten Platze aufgestellt wird. Hiebey muß ich nur noch erinnern, daß diejenigen Gemählde, welche ihr Licht von oben her erhalten, allemal eine unbeschreibliche Anmuth und Schönheit vor den übrigen voraus haben, wie man das auch an lebenden Gegenständen in der Rotunde zu Rom bemerkt, wo auch die gewöhnlichsten Gesichter allemal sehr schön erscheinen. Man muß jedoch immer voraussetzen, daß das Licht von einem einzigen Punkt herkommt, und von diesem sich über das ganze Gemählde verbreitet; woher denn die Verschiedenheit der Beleuchtung, nach Verhältniß derjenigen verschiednen Theile rührt, die nach jenem Punkte hingekehrt sind. Auch muß man nicht bloß den Punkt bestimmen, von welchem das Licht herkommt, sondern auch den Punkt, aus welchem das Auge das Gemählde betrachten muß; indem nach der verschiednen Stellung des Auges die Lichter auch verschiedentlich erscheinen werden. Dieß kann man bemerken, wenn man eine Statue ansieht, die unbeweglich stehen bleibt, und immerfort einerley Licht von der nämlichen Seite her erhält. Wenn sich aber das Auge bewegt, und sie von verschiednen Seiten betrachtet, so wird es die Helle des Lichts, das auf sie fällt, an verschiednen Stellen wahrnehmen. Um endlich eine gründliche Kenntniß dieser Lichter zu erhalten, wird es sehr gut seyn, wenn man

sich gewöhnt, des Nachts beym Schein einer Lampe zu mahlen. Denn weil dieß ein schwaches Licht ist, so lassen sich darin die Abstufungen viel merklicher erkennen. Auch kommt es hier von einem einzigen Punkt her, welches beym Tageslichte der Fall nicht ist; ob man gleich auch am Tage das Licht durch ein kleines Fenster muß einfallen lassen, weil man auf diese Art die verschiedne Beleuchtung der von dem Lichte geradezu oder schief getroffenen Theile bewirken kann. Auch wird es sehr nützlich seyn, sich im Abmahlen einer Statue oder irgend eines andern Körpers nach der Natur zu üben; vornehmlich aber wird es großen Nutzen schaffen, wenn man auch der Natur allerley Früchte, auch Vögel, Hunde, Hasen, und dergleichen, abmahlt; weil Früchte, Blumen, und dergleichen Dinge, sehr lebhafte Farben haben, auf welche das Licht fällt, und dann die Verschiedenheit der hellen und dunkeln Parthien desto merklicher macht. Auch gelangt man ausserdem durch das Abmahlen dieser Gegenstände zu einer gewissen Freyheit und Leichtigkeit im Arbeiten, die sehr viel hilft und ermuntert. Diese entsteht besonders dadurch, weil man beym Abmahlen solcher Gegenstände viel Freyheit und Willkühr hat, Veränderungen anzubringen, indem man bald mehr, bald weniger gefärbte Blätter, Blumen und Früchte, bald so, bald anders ge-

stältet, anbringt. Diesen Rath, sich im Abmahlen der Früchte und Blumen zu üben, kann man als ein großes Geheimniß in dieser Kunst ansehen, da ein sehr geübter Meister in derselben es mir aus mehrerley Gründen empfahl, vornehmlich aber aus dem vorher angeführten Grunde, um zur Kenntniß der Beleuchtung zu gelangen. Und weil von dieser Kenntniß die ganze Kunst der geschickten Vertheilung der Farben abhängt, so habe ich hier diese wenigen, aber hier sehr wesentlichen, Erinnerungen anbringen wollen.

Ich muß nun noch zum Schluß dieses Kapitels einige andre besondre und praktische Regeln über das Kolorit, ausser den vorhin ertheilten, anführen; und da ich, durch die eingeschalteten Bemerkungen über die Lichter, fast ganz von diesem abgekommen bin, so will ich hier nur noch bemerken, daß man alsdann, wenn man die Arbeit unterbrochen hat, und hernach das Gemählde wieder vornimmt, dessen Farben schon eingezogen und getrocknet sind, um den Pinsel besser in Gang zu bringen, zuerst die Stelle etwas anfeuchten muß, worauf man fortfahren, oder das Angefangene weiter ausmahlen will; und zwar mit gekochtem Leinöl, wozu man auf jedes Pfund Oel zwey Unzen Silberglätte genommen, und es bis zum Aufkochen hat heiß werden lassen. Diese Anfeuchtung thut übrigens dem Ge-

mähldе keinen Schaden, wie einige glauben; und man erhält dadurch den Vortheil, daß es bald trocken wird, da hingegen das ungekochte Oel zum Einziehen ziemlich viel Zeit erfodert.

Ehe man irgend etwas auf die zum Gemählde bestimmte Leinewand zeichnet, muß diese gegründet werden, welches auch bey hölzernen oder metallnen Tafeln, worauf man kleinere Bilder zu mahlen pflegt, nöthig ist. Diese Gründung besteht darin, daß man die Tafel mit einer Farbe bestreicht, wozu man gut angemachte Umbra-Erde mit etwas Bleyweiß und Röthel, mit Leinöl angerührt, zu nehmen pflegt. Diese Grundfarbe wird etwas dicker und weniger flüssig angemacht, als die andern Farben; und man streicht sie mit einem großen Messer über das Gemählde her; wobey man dahin sieht, daß sie eben und überall gleich und sauber aufgetragen werde. Einige pflegen diese Gründung zwey- bis dreymal zu wiederholen; welches mir aber nicht gefallen will. Denn ist die Grundfarbe zu dick, so verändert sie gar sehr die nachher aufgetragenen Farben, indem sie dieselben dergestalt einzieht und einsaugt, daß sie von dieser Grundfarbe selbst etwas annehmen.

Damit die Farben sich lebhaft erhalten mögen, muß man die nämliche Farbe mehrmals über einander auftragen; auch muß dieser Auftrag überhaupt etwas stärker seyn, als in der

Natur. Wenn man z. B. die Wangen und ähnliche Theile mit Lack oder Zinnober röthet, so geht man dabey etwas über die Natur hinaus, und mahlt sie röther, weil sie nach Verlauf einiger Zeit blässer, und so werden, wie sie in der Natur selbst sind; denn sonst würde das Gesicht gar bald todt und blaß werden.

Viel Fleiß muß der Mahler darauf wenden, auf seinem Gemählde die einzelnen Gegenstände mit ihren eigenthümlichen und natürlichen Farben dergestalt darzustellen, daß die eine Farbe in der Nähe der andern dazu beytrage, alle Theile zu heben und hervor zu treiben, indem die dunkeln und tiefen Farben allemal die benachbarten hellen abstechender machen. Wünschen wir daher, daß ein Kopf hervortreten und sich heben soll, so müssen wir die Farben um ihn herum dergestalt vertheilen, daß der hellere Theil irgend einen dunkel gefärbten Gegenstand oder Umriß neben sich habe; so, wie hingegen der beschattete und dunkle Theil irgend einen etwas hellern Gegenstand in der Nähe haben muß. Wird dieser so gestellt, daß er das Licht von der entgegenstehenden Seite her erhält, und es an der schattigen Seite des Kopfes zurückwirft, so wird ein solcher Wiederschein die treflichste Wirkung thun, indem er den Schatten von derjenigen Seite des Kopfes etwas mildert, welche das Licht nicht geradezu er-

halten kann. Um dergleichen Wirkungen hervorzubringen, wird es gut seyn, solche Gewänder zu wählen, deren Farbe sich zu dieser Absicht am besten schicken; indem es uns frey steht, den Gewändern eine Farbe zu geben, die ihnen am vortheilhaftesten ist. Und da wir sie überall hinfallen lassen können, so muß man ihre Falten und Würfe so anzubringen suchen, daß ihre Farben selbst dazu dienen, die unbedeckten Theile hervortretender zu machen. Um aber diese Gewänder zu mahlen, bediene man sich eines wirklichen Tuchs, gebe ihm einige Falten, Buchten und verschiedne Lagen: wobey man nur darauf sehen muß, daß sie durch die Menge nicht gezwungen noch verworren werden, noch auch, daß das Gewand gar zu steif und eben, ohne Anmuth und Schönheit sey. Vornehmlich aber muß man es so anzulegen wissen, daß man darunter die Hebung und Senkung der Glieder und alle ihre Anstrengungen und Bewegungen erkenne. Denn das Gewand soll zwar die Figur gut bekleiden, aber nicht sie verhunzen, noch ihr die Beine brechen. Alles dieß muß man ja nicht obenhin treiben, und für so gar leicht ansehen; denn es giebt in der Mahlerey durchaus keine leichte Arbeit, so bald man sie in gehöriger Vollkommenheit auszuüben wünscht.

Komische Subjekte. Aus der Stelle des Cicero von der Traurigkeit, die ich im Bande der Dramaturgie angeführt habe.

Mylord Roß zu Dublin, von dem das Journal Encyclopédique, 1762, p. 105, nachzulesen ist, würde ein gutes Subjekt zu einem neuen Don Pedro seyn.

Von einem ausserordentlichen Projektmacher, den Weisse zum Muster hätte nehmen sollen, oder den Jemand noch nehmen könnte, der einen bessern Projektmacher verfertigen wollte, s. gleichfalls das Journ. Encycl. 1762, p. 103. Es war Kapitän Pockrich in London. Seine Gläsermusik. — Sein Geheimniß, unsterblich zu werden. — Ein gewisser Newburgh hat diesen zweyten Don Quixote in einem besondern Gedichte, The Pockiad, besungen.

1.

Lessing redet im 87sten und 88sten Stücke seiner Hamburgischen Dramaturgie, (Th. II. S. 273 ff.) von der einem komischen Charakter nothwendigen Allgemeinheit, und rechtfertigt den Terenz über seinen Charakter des Heavtontimorumenos gegen eine Kritik Diderot's, der demselben zu viel Son-

derlichkeit und Einzelnheit vorwirft. Hier sagt er unter andern, S. 284: „Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er sah daher in dem Betragen des Heavtontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht bloß von dem Affekt hingerissen, thun, sondern auch bey kälterm Geblüte fortsetzen zu müssen glauben: (Tusc. Quest. L. III. c. 27.) Haec omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque daclaratur, hoc quasi officii judicio fieri, quod si qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fecerunt humanius, aut si hilarius locuti, essent, revocant se rursus ad moestitiam, peccarique se insimulant, quod dolere intermiserint; pueros vero matres et magistri castigare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verberibus si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum est aut dictum, plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipse se puniens? u. s. f — Schade, daß Lessing die Idee nicht ausführte, diese so wahre Bemerkung zum Anlaß eines Charakterstücks zu nutzen, in welchem der Traurige mit andern Personen in solche Situationen versetzt wäre, worin er diesen Hang, alles in seine Laune und Gemüthsstimmung

mit hinein zu ziehen, vielfach geäußert hätte.

2.

In dem angeführten Stücke des Journal Encyclopédique (1r Janv. 1762, p. 97 ff.) wird die im J. 1761 erschienene englische Schrift: The Life of John Carteret Pilkington — — written by Himself; 2 Vols. 12mo. rezensirt. Der ganze Artikel ist, wie das gewöhnlich bey den Anzeugen englischer Bücher in diesem Journale der Fall ist, aus dem Monthly Review gezogen, in welchem man Vol. XXIV, p. 11 ff. einen umständlichen Auszug jenes Buchs findet. Unter den daraus zur Probe mitgetheilten Anekdoten ist auch die von dem damals in London wegen seiner seltsamen Aufführung sehr bekannten Grafen von Roß befindlich, dessen Charakter mit dem noch bekanntern des Grafen von Rochester sehr viel Aehnlichkeit hatte. Auch er besaß sehr viel Witz und gute Anlage des Herzens, verbunden mit einem herrschenden Hange zu wilden Ergötzlichkeiten, wodurch er gar bald sein Vermögen und seine Gesundheit zu Grunde richtete. Zu Dublin, wo er sich aufhielt, sah man ihn nicht nur als den Ausbund aller Laster an, sondern glaubte sogar, er habe ein Bündniß mit dem

Teufel. Auf seinem Todtbette hielt sein Nachbar, der Dechant Madden, ein sehr frommer und rechtschaffener Geistlicher, es für Pflicht, einen sehr nachdrücklichen Brief an ihn zu schreiben, worin er ihm alle seine Ausschweifungen umständlich zu Gemüthe führte, und ihn zur Bekehrung vor seinem Ende vermahnte. Lord Roß, der seiner Possenreysserey noch immer treu blieb, legte den Brief, nachdem er ihn gelesen, in einen andern Umschlag, und addressirte ihn an den Grafen von K.., der ein sehr exemplarischer Mann, und das gerade Widerspiel von jenem war. Der Bediente des Geistlichen mußte ihn, als von seinem Herrn, überbringen, wozu er ihn durch ein paar Guineen bewog. Lord K. war ein ziemlich ängstlicher und engherziger Mann, und in so hohem Grade pedantisch, daß man von ihm erzählte, er habe bey seiner Vermählung mit einem der schönsten Mädchen in England beym Schlafengehen seine Bräutigamshandschuhe nicht ausziehen wollen. Und nun kann man leicht errathen, was dieser Brief des Dechants für Eindruck auf ihn gemacht haben muß. Voll Unwillens ließ er anspannen, und fuhr selbst damit zum Erzbischof von Dublin. Diesem war der Ton des Briefes unbegreiflich; er ließ sogleich den Dechant rufen, und den

Lord K. unterdeß in ein Nebenzimmer gehen. Jenem legte er den Brief vor, und da er ihn als den seinigen anerkannte, machte er ihm die bittersten Vorwürfe darüber ohne ihm jedoch den zu nennen, der ihm den Brief gebracht hatte. Der Geistliche rechtfertigte sich darüber, und erklärte sich, was er geschrieben habe, wolle er vor jedermann verantworten. Lord K. war im Begriff, die Sache klagbar zu machen. Unterdeß ließ der Erzbischof den Geistlichen noch einmal rufen, und stellte ihm vor, er würde den unangenehmen Folgen am besten vorbeugen, wenn er dem Grafen förmlich Abbitte thäte. „Ich ihm Abbitte thun? versetzte der Dechant; er ist ja todt!“ — „Wie? Lord K. todt?“ — „Nicht doch, Lord Roß.“ — Hier enträthselte sich nun das ganze Mißverständniß; und der Dechant sah daraus zu seinem Leidwesen, daß Lord Roß eben so leichtsinnig, wie er lebte, gestorben war.

3.

Die Anekdote von dem seltsamen Projektmacher Pockrich ist gleichfalls aus Pilkington's Lebensbeschreibung genommen, und im gedachten Bande des Monthly Review, p. 14 ff. der Länge nach ausgehoben worden. Pilkington lernte diesen Pockrich in seiner frühen Jugend selbst

kennen, und vernahm die Erzählung seiner Abentheuer aus seinem eignen Munde, die der Leser dort selbst aufsuchen mag, weil sie hier zu viel Raum einnehmen würde. Seine wahre Geschichte war kürzlich folgende. Er hatte ein ganz ansehnliches Vermögen geerbt, welches er aber in kurzer Zeit durchbrachte, ohne daß irgend einem davon etwas zu Gute kam. Auch konnte niemand begreifen, auf welche Weise er es durchgebracht hätte. Als ihn Pilkington kennen lernte, lebte er in der äußersten Armuth, ob er gleich den Anschein derselben sehr sorgfältig zu vermeiden, und sich alle Bedürfniße wegzuphilosophiren suchte. Eins seiner ärgsten Projekte gieng auf nichts geringers, als auf die Erfindung, nicht zu sterben; und dieß glaubte er durch Abzapfung des Bluts, und Uebertragung desselben aus den Adern eines gesunden Bauermädchens in den Körper eines abgelebten Mannes, vermittelst eines beyderseitigen Aderlasses, zu bewirken. Freylich kein neues Projekt! Ausserdem glaubte er eine Harmonika von zwiefacher Art erfunden zu haben. Die eine war ungefähr das, was man jetzt eine Harmonika à cloux de fer nennt. Er schlug nämlich sechszehn große Stifte in ein Brett, und spielte vermittelst eines Eisendrathes ein ganzes Stück darauf. Die andre bestand aus Trinkgläsern, die er

verschiedentlich mit Wasser füllte, und auf deren Rande er spielte. Diese leztere hatte er auch im Großen aus gläsernen Glocken verfertigt; und da der junge Pilkington sehr hübsch sang, so schlug er ihm vor, mit ihm gemeinschaftlich in den vornehmsten Städten Englands Konzerte zu geben. Das erste derselben wurde in dem Saale des Schneiders veranstaltet, bey dem er wohnte. Der Saal wurde schön erleuchtet; man hatte das Konzert auf der Engels-Orgel (angelic organ) in allen Zeitungen angekündigt; alles war dazu in Bereitschaft, zum Unglück aber kam kurz vorher eine große ungeschliffene Sau in das Zimmer gelaufen, und stürzte die ganze Maschine um, so, daß alle Gläser zerbrachen, und nicht nur das Publikum in seiner hohen Erwartung, sondern auch die beyden armen Virtuosen in ihren noch höher gespannten Hoffnungen getäuscht wurden. Pockrich faßte sich indeß mit allen möglichen Heldenmuthe, ließ die Zuhörer wieder zurückweisen, und verkroch sich in sein armseliges Dachstübchen. Nicht lange hernach nahm er ein sehr trauriges Ende. Bey einer schrecklichen Feuersbrunst in Cornhill, welche d. 10. Nov. 1759 in Hamlin's Kaffehause entstand, wo P. damals wohnte, kam er in den Flammen um, die in seinem Zimmer sollen ausgebrochen

seyn. Vor seinem Tode soll er doch neun Wochen hindurch täglich nicht weniger als sechs Pfund Sterling mit seiner Gläsermusik verdient haben. — Ein gewisser Newburgh von Ballyhaise, in der Grafschaft Cavan, besang ihn in verschiednen launigen Gedichten, besonders in einer Pockiade, worin er alle seine vielen unglücklichen und meistens unausführbaren Projekte erzählt.

Kochkunst. Ich besitze ein altes deutsches Kochbuch, welches allem Ansehen nach das erste ist. Es führt zum Titel das einzige Wort: Kuchemaistrey, nicht aus einzelnen Buchstaben zusammengesetzt, sondern ganz geschnitten. Unter diesem Worte steht ein Holzschnitt, der eine Küche mit verschiedenen darin beschäftigten Personen vorstellt. Nirgends zeigt sich weder Ort noch Jahr des Drucks; aber daß es aus dem fünfzehnten Jahrhundert seyn muß, ist wohl unstreitig. Die Form ist klein Quart, und der Bogen sind viere, von welchen aber nach der Signatur die Bogen A und B jeder acht, und die Bogen C und D jeder sechs Blätter haben, das folglich das Ganze, mit den vier Blättern, welche den Titel, die Vorrede und das Register enthalten, aus 32 Blättern besteht. Die Seiten sind nicht numerirt, und der Kustos fehlt auch. Aber Anfangsbuchstaben hat es; und zwar zu Anfange der Vor-

rede und des ersten Theils ein A und D von einer sehr bunten Art, voller Laubwerk. Das Werkchen ist in fünf Theile, und jeder in besondern Paragraphen getheilt, die ich durchlaufen will.

Ditz Büchlein, heißt es, wird geteillet in fünff teyl. Indem ersten teyl lernt es wie man fastenspeyß bereiten sol von mancherley vischen. vnd auch biberschwanzen. ꝛc. zu syeden. braten. gebachē. vñ wie man etliche darunter vergulden od' versilberñ mag. Auch wie man von gemüß vnd suppē in mágerley weiß mitgewürtztē. vñ etlich mit farbē bereiten vnd geben sol. ꝛc. — So ist alles treulich nachgeschrieben; und man sieht, welche Sonderbarkeiten die Schrift hat: 1) Die Substantive haben keinen großen Anfangsbuchstaben. Nur die Perioden fangen mit einem an. 2) Kein Komma zeigt sich gar nicht; auch sonst kein Unterscheidungszeichen, als das einzige Punktum, welches für alle und jede, auch öfters an Stellen gebraucht wird, wo wir jetzt ganz und gar keine Interpunktion setzen würden. 3) An Zeichen kommt noch sonst das Etcátera, ꝛc, und das Paragraphenzeichen ɑ vor. 4) Arabische Zahlen finden sich gar nicht; sondern die Paragraphen sowohl als die Blätter der Bogen sind mit rámischen Zahlen, aber aus der námlichen

deutschen Schrift numerirt. 5) Noch merke man den Ausdruck: Ditz büchlein lernt, anstatt daß wir jetzt sagen würden, lehrt; zum Beweise, daß lehren und lernen ursprünglich Ein Wort waren, und erst in spätern Zeiten sind unterschieden worden.

Was ich sonst für mich daraus anmerken kann, wird größtentheils nur in alten Wörtern bestehen:

§. 3. mach ein gelbß pfefferlein daruber. Pfefferlein ist hier ohne Zweifel so viel als Brühe.

§. 4 haupt, grot vñ ingerusch Ingerusch heißt so viel als Eingeweide.

§. 7. las es in einer pfannen erwallen einen wall: ein einzigesmal aufwallen, aufsieden.

§. 8 gar einhofliches und deuigs essen: jetzt brauchen wir höflich nur von Sitten.

In Hrn. Panzer's Annalen der ältern deutschen Literatur finde ich dieß Buch nicht angeführt, welches dadurch, daß es in seiner Art vermuthlich das erste ist, allerdings merkwürdig wird. Ein Küchenmeister bedeutete ehedem überhaupt einen geschickten und ausgelernten Koch, z. B. wie Frisch bemerkt, einen solchen, der bey Hochzeiten, oder andern feyerlichen Gastmälern die Speisen zubereitete. — Ein Pfeffer oder

Pfefferlein hieß eine jede Brühe, besonders eine schwarze, ohne Zweifel von dem Hauptingrediens des Pfeffers; man nannte daher auch die Schmarotzer Pfefferlecker. — Daß lernen in ältern deutschen Schriften sehr oft für lehren gebraucht wurde, ist bekannt. — Ingerusch oder Ingeräusch wird auch von Frisch, Th. II. S. 94, als gleichbedeutend mit Eingeweide angeführt; und von Hrn. Adelung unter diesem letztern Worte, als bayrisches Provinzialwort. — Der Wall im Sieden; etwas einen Wall thun, für aufsieden, aufkochen lassen, ist gleichfalls von Frisch, Th. II. S. 419, bemerkt worden. — Höflich für höfisch kommt in ältern Schriften oft vor.

Bey dieser Gelegenheit will ich ein anderes altes, und sehr reichhaltiges deutsches Kochbuch anführen, das freylich wohl um ein Jahrhundert neuer, aber doch immer, als Beweis des vor zweyhundert Jahren herrschenden Geschmacks und Aufwandes in Speisen, einige Aufmerksamkeit verdient. Es hat den Titel: Kunstbuch von mancherley Essen, Gesotten, Gebraten, Posteten, von Hirschen, Vogelen, Wildprat, vnd andern Schawessen, so auf Fürstlichen vnd andern Panketen zuzurich-

ten gehörich: gestelt durch den Erbarn und wohlerfahren Meister Frantz de Rontzier, Fürstl. Braunschw. bestallten Mundtkoch. Dergleichen bishero in druck nicht gesehen. Wolfenbüttel, 1598. 4. 543 Seiten. Vermuthlich war dieß schon ein französischer Hofkoch; und er hat sein Buch, weil er selbst nicht schreiben konnte, wie er im Vorberichte sagt, ad pennam diktirt. Die Kunstwörter sind indeß nicht französisch, sondern fast durchgängig deutsch.

Küssen. Die alten Griechen, wenn sie Kinder küßten, pflegten sie bey den Ohren zu fassen, und sich von ihnen so fassen zu lassen: αἰνιττομενοι μετα παιδιας, sagt Plutarch, (de aud. poët. p. 38, edit. Xyl.) ὅτι δεῖ φιλειν μαλιςα τους δια των ὠτων ὠφελουντας, per jocum innuentes, maxime amandos eos, qui per aures profunt. — Diese Art zu küssen habe ich irgendwo die florentinische genannt gefunden. Die Ursache, welche Plutarch angiebt, ist wohl schwerlich die wahre; und der ganze Grund von diesem beyderseitigen Ergreifen der Ohren mag wohl kein andrer seyn, als, weil auf diese Weise Gesicht und Gesicht am völligsten gegen und auf einander kommt.

Plutarch scheint diese Art, Kinder zu küssen, wohl freylich mehr so gedeutet, und ihr einen anspielenden moralischen Sinn gegeben, als diese Anspielung für die wahre Veranlassung jener Sitte genommen zu haben. Wenn aber L. diese Art zu küssen irgendwo die florentinische genannt fand, so hatte man dabey, fürcht' ich, mehr einen unmoralischen Nebenbegrif, und den Verdacht der den Griechen so oft, und leider! nicht immer mit Ungrund, vorgeworfenen unerlaubten Knabenliebe. Denn auch das Wort florenzen findet man in alten deutschen Büchern von diesem Laster gebraucht; und ich erinnere mich, daß mir Lessing selbst einmal sagte, er habe eine Warnung dawider in einer alten Predigt mit diesem Ausdrucke gefunden, dessen Ursprung bekannt, und der auch im Italiänischen üblich ist.

L.

Lachen. Vom Lachen, in sofern es unbelebten Dingen und den Göttern von den Dichtern beygeleat worden, siehe ein gutes Kapitel in Petri Petiti Miscell. Obss. L. II. c. 18.

Ein sehr merkwürdiges Beyspiel vom unwillkührlichen Lachen findet sich beym Saxo (Hist. Dan. L. II. p. 30.) in dem Zweykampfe des Agner mit dem Biacco. Erst hieb Agner; und als die Reihe an den Biacco zu hauen kam: tunc Biacco mutuo per-

cussurus, quo plenius ferrum libraret, pedem trunco annixus, medium Agneri corpus praestantis acuminis mucrone transegit. Sunt qui asserunt, morientem Agnerum soluto in risum ore per summam doloris dissimulationem animam reddidisse. — Der Umstand kann sehr wahr seyn; ja er ist der Sache so angemessen, daß das Faktum selbst durch ihn wahrscheinlich wird. Man erinnere sich nur, daß das Lachen durch eine Erschütterung des Zwerchfells entsteht. Wie sehr aber mußte dieses Eingeweide durch den mächtigen Hieb gereizt und erschüttert werden! Der sterbende Agner mußte also lachen, er mochte wollen oder nicht; und es geschah gar nicht aus Verstellung des Schmerzes, wie Saxo meynt, die ihm gewiß in diesem Augenblicke unmöglich gewesen wäre.

Schon Aristoteles hat es (L. III. de partibus animalium, cap. 10.) angemerkt: ictu trajecta praecordia in proeliis risum attulisse. Dieß ganze Kapitel, wo mehr vom Lachen vorkommt, verdient näher von mir erwogen zu werden.

Die Thränen der Freude und des sardonischen Lachens zeigen genugsam, wie nahe beydes, Weinen und Lachen, mit einander verwandt sind. Vom sardonischen Lachen s. per-

schiedenes gesammelt in Novarini Adagiis, T. I. p. 49.

Lord Shaftesbury's Meynung von dem Lächerlichen, als dem Probiersteine der Wahrheit, hat Brown, wie bekannt, bestritten. Ein Ungenannter aber hat den Lord gegen ihn vertheidigt: A Vindication of Lord Shaftesbury, on the Subject of Ridicule; Lond. 1751. 8. Er meynt, daß der Lord das Wort ridicule als ein Synonym von freedom, familiarity, good humour, u. dergl. gebraucht habe.

Petit setzt am angef. O. die verschiedenen Bedeutungen aus einander, in welchen das Lachen von den alten Schriftstellern auch leblosen Dingen metaphorisch beygelegt wird. Die erste ist die bekannteste, da es so viel als einen heitern, angenehmen Anblick bedeutet. Aber nicht bloß von sichtbaren Gegenständen wird diese Metapher bey den Alten gebraucht. Katull sagt auch von den Gerüchen der Blumen: domus jucundo risit odore. Auch vom Meere wird gesagt, daß es lache, wenn Stille auf demselben herrscht, und sich das Wasser nur in kleinen, sanften Wellen kräuselt. Katull hingegen legt dem vom Winde bewegten, rauschenden Meere ein lautes Gelächter bey: leni resonant (undae) plangore

cachinni. Den Donner und das Feuer des Blitzes nannten die Griechen, wie Aristoteles sagt, ein Lachen Vulkan's oder der Vesta. — In der Folge redet Petit noch von der mystischen Bedeutung des Lachens in einigen Stellen der H. S.; und von dem Lachen der Götter, worüber er eine Stelle aus dem Kommentar des Proklus über Plato's Bücher von der Republick anführt, die sich auf den Vers beym Homer bezieht:

Ἄσβεστος δ' ἄρ' ἐνῶρτο γέλως μακάρεσσι θεοῖσι.

Ueber das Lachen und das Lächerliche findet man im ersten Bande von Flögel's Geschichte der komischen Literatur, viel Gutes gesammelt und nachgewiesen. Es wird daselbst gleichfalls, S. 104 ff. die durch den Lord Shaftesbury veranlaßte Frage geprüft: „Ob das Lächerliche der Probierstein der Wahrheit sey?" Diese Frage hat zu mehrern Untersuchungen Anlaß gegeben, unter denen ich hier nur noch der von Leibnitz in seinen Remarques sur un petit livre trad. de l'Anglois, intitulé, Lettre sur l'Enthousiasme, gedenken will, die man in dem bekannten Recueil de div. Pieces sur la Philosophie &c. des Des Maizeaux (Amst. 1720. 2 Voll. 8) T. II. p. 245 ff. findet. — Die Essays

on the Characteristicks of the Earl of Shaftesbury, by John Brown, Lond. 1751. 8. sind voll von überaus scharfsinnigen und treflichen Bemerkungen, sowohl über diesen als andre Gegenstände. Von den drey Versuchen gehört der erste hieher, worin er zu zeigen sucht, daß nicht das Lächerliche, oder Spott, sondern die Vernunft allein der Probierstein der Wahrheit, und Entdeckerin des Irrthums und der Unwahrheit sey, der auch die Prüfung des Lächerlichen selbst unterworfen werden müsse. „Ueberhaupt, sagt er zuletzt, muß einem bey diesem neuen Vorschlage, die Wahrheit durch das schwankende und unstäte Licht des Lächerlichen zu entdecken, jener ehrliche Irländer einfallen, der mit seinem Lichte zum Sonnenzeiger gieng, um zu sehen, wie spät es schon in der Nacht wäre." — Die von L. erwähnte Gegenschrift aber ist ein bald in Vergessenheit gerathenes Pamphlet, und von weniger Bedeutung. Sh.'s Meynung ist freylich oft mißverstanden worden; aber dahin ging sie doch wohl gewiß nicht bloß, den leichten, muntern und launigen Vortrag jedem Wahrheitsforscher zu empfehlen, und ihn von dem finstern, schwerfälligen und pedantischen Lehrton abzuschrecken.

Lakonismus. Den Ursprung des Lakonismus findet Kappe (in seiner Diss. de Laconismo, p. 2. 3.) vornehmlich in der neidischen und stolzen Gemüthsart der Spartaner; und dann in einem ausdrücklichen Gebote ihres Gesetzgebers, des Lykurgus, (Cragius de Rep. Laced. L. III. tab. VIII. inst. 6.) welchem zufolge schon die Jugend angehalten wurde, sich nicht anders, als mit wenig Worten, auszudrücken. Aber nun ist die Frage: Was bewog den Lykurg zu diesem Gesetze? Weil er seine Landesleute schon von Natur dazu geneigt fand? Aber was braucht man dem natürlichen Hange einer Nation noch mit Gesetzen zu Hülfe zu kommen? — Dieß erinnert mich an eine schöne Stelle des Symmachus, von der ich mich wundre, daß sie einem so belesenen Manne, wie Kappe war, entgangen ist. Er meynt nämlich, weil die Spartaner gefunden, daß sie es den Atheniensern schwerlich in dem reichen und blühenden Ausdrucke gleich thun würden, so hätten sie lieber einen ganz entgegengesetzten Weg einschlagen, als sich der Gefahr der Vergleichung aussetzen wollen. (L. I. ep. 45.) Memini brevitatem Spartanam laudi quondam fuisse. Sed ego tecum Romanis legibus ago, et, si ita vis, Atticis; quibus tantum decus a facundia fuit, ut mihi videantur Lacones metu collationis in diversum studia destinasse.

Cragius am angef. Orte (ed. L. B. 1670. 8. p. 293.) beruft sich auf den Plutarch, welcher im Leben Lykurg's ausdrücklich sagt: ἐδιδασκον δε τους παιδας και λογῳ χρησθαι πικριαν ἐχοντι μεμιγμενην χαριτι, και πολλην ἀπο βραχεως λεξεως ἀναθεωρησιν. Er führt hievon noch mehrere Zeugnisse, und einige Beyspiele an, dergleichen man vornehmlich auch in Plutarch's Apophtegmatt. Lacon., und in seiner Abhandlung de garrulitate findet.

Lampadisten. So hießen die, welche in denen Spielen zu Athen, die λαμπαδηδρομιαι, das Fackelrennen, hießen, den Preis davon getragen hatten.

Ein Denkmal auf einen solchen Lampadisten s. beym Caylus, wo auch eine Beschreibung dieser Spiele selbst, nebst Anzeigung verschiedener Punkte, die dabey noch zu untersuchen wären, gegeben wird. (S. Erklärung der Zierrathleisten des ersten Bandes der Alterthümer, S. XIV der Uebers.

Das Fackelrennen, oder der Fackelkampf, ἀγων λαμπαδουχος, war besonders bey den Hephästien, oder dem Feste Vulkan's zu Athen gebräuchlich, das auch zu Rom unter dem Namen der Vulkanalien gefeyert wurde. Auch mit den Panathenäen, den Prometheen, und andern

griechischen Festen, verband man solch ein Wettrennen mit Fackeln. Drey Jünglinge stellten dasselbe an. Wem die Fackel vor Erreichung des Ziels verlöschte, der gab sie dem andern, und dieser, in eben dem Falle, dem dritten; und wer sie brennend bis ans Ende der Laufbahn brachte, trug den Sieg davon. Dieser hieß denn auch λαμπαδηφορος, oder πυρσηφορος. Hieraus sind manche Anspielungen der Dichter und anderer Schriftsteller, z. B. die Stelle beym Lukrez (de Nat. Rer. L. II. v. 78 f.) zu erklären:

Inque brevi spatio mutantur secla animantum,
Et quasi cursores vitaï lampada tradunt.

wobey die Erläuterungen der Ausleger zu vergleichen sind. S. Potter's Griech. Archäol. Uebers. B. I. S. 178.

Franc. Lana. Dieser italiänische Jesuit, welcher 1687 zu Rom starb, hat von seinem Werke: Magisterium Naturae et Artis betitelt, nur drey Bände zu Stande gebracht. — Ob in diesem schon etwas von der Mahlerey vorkommt? — Aus dem Prodromo wenigstens, der zu Brescia 1670 in fol. gedruckt ist, und womit er dieß Werk ankündigte, erhellet, daß er von der Verbesserung der Mahlerey handeln wollte; und in diesem Prodromo selbst wird

von S. 135 bis 168 in vier Kapiteln davon gehandelt, aus welchen ich hier einiges ausziehen will *).

Kap. I. enthält Vorschriften über die mahlerische Erfindung. Er redet von der Mannichfaltigkeit in den Figuren, Stellungen, und besonders in den Gesichtern. „Hierin, sagt er, findet sich viel Schwierigkeit; denn ein jeder Mahler sucht natürlicherweise den Personen, die er mahlt, diejenigen Physiognomien zu geben, die sich seiner Einbildungskraft am lebhaftesten eingeprägt haben; und man hat daher bemerkt, daß die Gesichtszüge auf den Gemählden immer sehr viel von den Physiognomien des Vaters, der Mutter, oder irgend einer andern Person, die der Mahler vorzüglich liebte, oder am öftersten sah, an sich haben. Selten trift man Gemählde mit vielen Gesichtern, wo nicht eins dem andern ähnlich sähe. Daher verdient der so berühmte Raphael um so mehr Lob, weil man in so vielen Arbeiten von ihm schwerlich zwey Gesichter antreffen wird, die einander völlig ähnlich wären" a).

*) Lessing hat die Stellen alle nur italiänisch ausgezogen; vielleicht geschieht doch manchem ein Dienst durch Uebersetzung derselben.

a) Nel che si ritrova molta difficoltà; poichè ogni pittore inclina naturalmente ad esprimere nelli personaggi quelle fisionomie, che

Von den unschicklichen Uebertreibungen sagt er: „Ich kann nicht umhin, diejenigen Mahler zu tadeln, welche die heilige Jungfrau unter dem Kreuze ganz in Schmerz versunken, und fast verzweifelnd, darstellen. Billig sollte man an ihr einen zwar großen, aber gesetzten und frommen Schmerz schildern. Von der Art ist die Madonna dello Spasimo zu Messina, ein herrliches Gemählde von Raphael“ b).

Kap. II. Regeln für die Zeichnung. — Lana räth, nicht bloß eine Skizze im Kleinen von dem auszuführenden Gemählde zu entwer-

ha più impresse nell' imaginazione; onde è stato osservato, che i volti pittoreschi tengono sempre molto della fisionomia del padre, della madre, o d'altra persona più amata, e più frequentamente veduta dal pittore; e rari sono que' quadri ne' quali rappresentandosi molte facie, l'una non habbia la fisionomia simile all' altra. Quindi è degno di molta lode il famosissimo Rafaello, che in tante opere ch'egli fece, difficilmente si ritroverà un volto che sia simile ad un altro.

b) Non posse non biasimar quei pittori, i quali dipingono la Beatissima Vergine a piè della croce, totalmente abbandonata per il dolore e quasi che disperata; dovendosi esprimere in lei un dolore grande si, mà costante e divoto; qual' è la Madonna dello Spasimo in Messina, opera maravigliosa di Rafaello.

fen, sondern sogar ein kleines, und nur aus dem Groben gearbeitetes Modell aus Wachs von einer jeden zu mahlenden Figur zu machen, und dann von diesem Modell die Zeichnung zu nehmen, weil man es nach Gefallen wenden und stellen könne. Auch wären dergleichen Modelle öfter wieder zu gebrauchen. Ueberhaupt räth er dem Mahler, sich vorher einige Uebung in der Bildhauerey zu erwerben, weil es die leichtere Kunst sey; allenfalls auch nur vom Bossiren in Wachs.

Lana scheint der Erfinder des Worts Ideal zu seyn! ob er gleich nicht will, daß der Mahler nach dem Ideale mahlen soll, sondern nach der Natur. „Ich wünschte, sagt er, daß die Mahler die Parthien ihrer Figuren aus der Natur schöpfen möchten: und ich begreife nicht, warum eine nach Gutdünken gemahlte Figur, die man manierirt nennt, und die ich Ideal (idealisch) nennen möchte, schöner seyn sollte, als eine aus der Natur entlehnte" c). Doch will Lana auch nur, daß man die einzelnen Theile von der Natur, nicht aber alle Theile von einem und demselben Menschen nehmen, sondern an verschiedenen die

c) Io vorrei, che li pittori pigliassero le sue parti dal naturale; nè sò intendere, perchè debba esser più bella una figura dipinta a capriccio, che chiamano di maniera, ed io la direi ideale, di quella che è presa della natura.

schönsten Theile aussuchen soll. Und weiter versteht man auch jetzt nichts unter dem Ideal.

Von den Proportionen des menschlichen Körpers nimmt Lana die Dürerischen an. Er schließt aber, nachdem er aus dem Vitruv und Villalpando angemerkt hat, daß alle Körper um so viel vollkommener wären, je mehr sie sich in ihren Verhältnissen den Verhältnissen des menschlichen Körpers näherten: „er müsse jedoch bemerken, daß die Alten es für rathsam hielten, ein wenig von diesen natürlichen Verhältnissen abzuweichen. Um also den Statuen und Figuren mehr Sweltes und Schlankes zu geben, machten sie die Körper etwas groß, die Köpfe klein, die Hüfte lang; und manche Parthien machten sie gern fein und gestreckt, um der Figur eine gewisse Grazie und Schönheit zu geben“ d).

Von den gewaltsamen Stellungen hat er sehr richtige, gesunde Anmerkungen: „Hierin, sagt er, versehen es viele, indem sie die Knochen des Körpers dergestalt verdrehen

d) Doveſi però avvertire, che gl'antichi ſtimavano bene lo ſcoſtarſi alquanto da queſte naturali proporzioni; onde per dare maggior ſueltezza alle ſtatue e alle figure, facevano i corpi alquanto grandi, le teſte piccole, la coſcia lunga, ed in molte parti amavano la ſottigliezza e la lunghezza, per una certa grazia e leggiadria.

und verrenken, daß man schon daraus wahrnehmen kann, es sey ein gemahlter, und kein lebendiger Mensch, weil er vor Schmerz darüber nicht schreyt und ächzet, welches man ganz gewiß hören würde, wenn er lebte. Hierüber ließe sich vieles sagen; hier aber will ich nur anmerken, daß in den Anstrengungen der Lebenskräfte und der Glieder sehr oft manches Irrige und Unnatürliche liegt, welches derjenige, der kein Kenner ist, so leicht nicht entdeckt, weil dergleichen gewaltsame Stellungen das Auge durch ihre Neuheit hinreissen. Billig aber sollte man nie über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit hinaus gehen. So darf der Kopf desjenigen, der auf den Füßen steht, sich nicht weiter in die Höhe heben, als so weit die Augen in die Mitte des Himmels sehen; auch sollte er sie nicht weiter nach Einer Seite hin bewegen, als so weit noch das Kinn die Schulter berühren kann. Die Brust muß nicht so sehr verdreht werden, daß die Schulter über die Gegend des Nabels hinauskomme; u. s. f." e).

e) Nel che molti peccano ſtorcendo e dislogando le oſſa in tal modo, che da queſto ſuolo ſi può conoſcere eſſer quello un' uomo dipinto e non vivo, perche non grida e non ſpaſima per il dolore, che dovrebbe ſentirne, ſe vivo foſſe. Circa di ciò ſarebbe molto che dire; mà oſſervo ſolo, che nelli sforzi della vita e delle membre ben ſpeſſo ſtanno naſcoſti

Auch räth er sehr vernünftig an, Anfangs ins Große und nach der Natur zu zeichnen, weil in einem kleinen Bilde sehr oft große Fehler verborgen liegen, da man hingegen in einem großen Bilde alle, auch die kleinsten Mängel entdeckt.

Von der Perspektiv verspricht er in dem größern Werke weitläufig zu handeln.

Kap. III. Regeln über das Kolorit. Dieses ganze Kapitel verdient, daß ich es unter dem Artikel Farbengebung oder Kolorit ganz übersetze. Es faßt in der Kürze so viel Gutes in sich, als ich nirgend angetroffen habe *).

Kap. IV. Von den verschiednen Arten in der Mahlerey und Zeichnung, nebst andern

molti errori ed innaturalezze, le quali da chi non è bene intendente, difficilmente si conoscono, perche tali sforzi rapiscono l'occhio con la novità: mà non dee scorstarsi dal possibile e dal verisimile. Per tanto la testa di chi stà in piedi, non si volti più in sù, se non quanto gli occhi guardino mezzo il cielo; ne più si volti da un lato, se non quanto il mento tocchi la spalla; il petto non sia si torto, che la spalla arrivi più oltre della dirittura dell' umbilico. etc.

*) S. oben den Artikel Kolorit, wo ich die Uebersetzung dieses Kapitels eingeschaltet habe. E.

dahin gehörigen Erfindungen. — Die zwey vornehmsten Arten zu mahlen sind: die Fresko- und die Oel-Mahlerey. Die erstere scheint Lana überhaupt für die Mahlerey in Wasserfarben zu nehmen (dipingere a tempera, cosi chiamato, perche i colori si stemprano con acqua,) sie mag nun auf frischem Kalk, oder auf hölzernen Tafeln, oder auf sonst einem Grunde geschehen. Geschieht sie auf frischem Kalk, so werden die Farben mit bloßem Wasser angerührt, sonst aber mit Gummiwasser.

Jede von diesen beyden Manieren kann auf dreyerley Art ausgeübt werden f);

1. „Die erste, gewöhnliche und gemeinste Art ist die Vereinigung (unendo) oder Vertreibung der Farben, wenn man nämlich jede Farbe an ihre Stelle setzt, und sodann mit einem andern reinen Pinsel, ohne Farbe, die äußersten Theile der beyden benachbarten Farben doch so mit einander verbindet, daß sie bey ihrer Vereinigung nicht eine gewisse Härte oder Rauhigkeit verursachen, die das Auge beleidigen würde,

f) Il primo più usitato e commune è l'Unendo: il che si fa con mettere ciascun colore al suo luogo, e poi con un altro penello, che sia netto, e senza tinta, congiungendo le parti estreme delli due colori vicini, acciò unendosi insieme non caginiono una certa asprezza, che offenderebbe l'occhio, se vedesse un co-

wenn es die eine Farbe unmittelbar neben der andern gestellt sähe, ohne daß sie in einander liefen. Und so besteht diese Vereinigung darin, daß man die äußersten Enden der Farben in einander verschmelzen, und gleichsam auf eine sanfte Art verdünsten läßt. Dieß findet man in den Arbeiten des Antonio Correggio, Raphael, und Leonardo Vinci, und vieler andern Meister.

2. „Die zweyte Art ist nicht so gewöhnlich, weil sie schwerer ist. Sie besteht nämlich in einzelnen Pinselstrichen (tratteggiando); da man anstatt die Farben mit einander zu vereinigen, verschiedne Züge oder Striche mit dem Pinsel macht, welche gleichsam Linien abgeben, wovon die eine so dicht bey der andern ist, daß sie bey allem erfoderlichen Abstande doch mit ein-

lore posto immediatamente vicino all' altro, senza contemperarsi insieme; si che l'unire consiste in contemperare l'estreme parti de' colori, facendosi dolcemente sfumare; così sono fatte l'opere d'Antonio Correggio, Raffaello, e Lionardo da Vinci, e molti altri.

Il secondo è meno usitato, perche è più difficile, e si fà tratteggiando, cioè, in luogo di unire i colori si vanno facendo varie tratte di pennello, che formano quasi linee l'una vicina all' altra sì, che in debita distanza sembrino unite, e facciano l'istesso effetto, che se i colori fossero totalmente congionti, in modo simile a quello, che vediamo nelli

ander vereinigt scheinen, und eben die Wirkung thun, als ob die Farben völlig zusammen verbunden wären, auf ähnliche Art, wie auf Kupferstichen und in Zeichnungen mit der Feder. Von der Art sind die Freskogemählde des Michel Angelo, Pierio del Vaga, und zu unsern Zeiten die von Guido Reni."

3. „Die dritte Art geschieht durchs Tupfen (a botte) oder Aufwerfen, wenn man

intagli di rame, e come si formano i disegni con la penna; così Michel' Agnolo, Pierin del Vaga, e a nostri dì Guido Reni.

Il terzo modo si chiama dipingere a botte, il che si fà, non conducendo il pennello dall' una parte all' altra sopra la tela, ma aputtandolo, e dando varie botte sopra di essa; e questo modo sie suole usare da valenti Maestri, quando in pochi colpi vogliono formare una pittura, la quale benche non habbia certa delicatezza veduta in vicinanza, nulladimeno habbia forza di disegno, e rimirata da lontano comparisca come se fosse finita, e delicatamente formata; e queste pitture tanto più vengono stimate, con quanto meno botte sono dipinte; poiche osservate da vicino si possono agevolmente numerare le botte (il che non avviene nelle altre pitture) e dal poco numero di esse si argomenta il valore e maestria del pittore, che in si pochi colpi seppe formare un bel quadro; così si veggono l'opere di Titiano, Paolo da Verona, Tintoretto, ed altri molti. Dissi, che questo è proprio di valenti pittori; poiche un maestro nell' arte nel formare una pittura o ritratto,

nämlich nicht den Pinsel von einer Seite zur andern über das Gemählde hinführt, sondern mit demselben darauf tupft, und verschiedene Würfe damit macht. Dieser Manier bedienen sich vorzüglich geschickte Meister, wenn sie mit wenigen Pinselwürfen ein Gemählde vollenden wollen, das zwar in der Nähe betrachtet, keine sonderliche Feinheit, aber dennoch viel Stärke der Zeichnung, und in der Ferne das Ansehen hat, als ob es ganz ausgeführt, und aufs feinste dargestellt wäre. Dergleichen Gemählde schätzt man um so viel höher, mit je weniger Pinselzügen sie ausgeführt sind; indem man in der Nähe gar leicht die einzelnen Würfe des Pinsels zählen kann; welches bey andern Gemählden nicht der Fall ist; und aus ihrer geringen Anzahl schließt man dann auf die meisterhafte Geschicklichkeit des Mahlers, der mit so wenigen Würfen ein schönes Stück zu verfertigen wußte. Von dieser Art sind die Werke eines Titian,

non vi mette più pennellate di quelle, che ſono preciſamente neceſſarie, moſtrando di ſapere ciò che fa, e non operando quaſi diſſi a tentone, o giuocando a indovinare, come fanno gl'ineſperti; che però volendo emendare il mal fatto, conviene che moltiplichino i colpi del pennello, e conſumino colori ſenza neceſſità. E quindi è, che pittori eccellenti hanno potuto in breve tempo dipingere molti quadri, perche niuna delle loro pennellate era data in vano.

Paul Veronese, Tintoretto und vieler andern. Ich sagte, daß diese Manier nur großen Meistern eigen sey, weil ein Meister in der Kunst bey der Verfertigung eines Gemähldes oder Bildnisses nicht mehr Pinselzüge darauf verwendet, als durchaus nothwendig sind, und dadurch zu erkennen giebt, daß er weiß, was er macht, und nicht aufs Gerathewohl oder auf gut Glück arbeitet, wie unerfahrne Künstler thun, die immer das schlecht gerathene verbessern wollen, und daher die Pinselzüge vervielfältigen, und Farben ohne Noth verschwenden müssen. Daher kommt es auch, das vortrefliche Mahler in kurzer Zeit viele Gemählde haben vollenden können, weil kein einziger Pinselstrich von ihnen umsonst geschah." — In dieser Manier lobt er besonders einen seiner Freunde, Namens Clemente, der nicht allein in der Mahlerey, sondern auch in der Skulptur, Poesie und Historie sehr erfahren gewesen. „Dieser überaus sinnreiche Meister seiner Kunst, setzt er hinzu, hat eine wirklich bewundernswerthe Manier in der Mahlerey, weil er nicht nur eine Figur oder ein Bildniß mit ganz wenig Pinselzügen, sondern auch so entwirft, daß mehr als die Hälfte der Leinewand bloß mit dem Grunde (imprimitura) bedeckt bleibt, ohne daß irgend eine andre Farbe darauf getragen würde,

indem er macht, daß dieser Grund zur Andeutung der Schatten und der dunkeln Theile des Gemählldes dient. Ich habe von ihm unter andern sein eignes Bildniß gesehen, auf welchen man, wenn man es gegen das Licht hält, die Leinewand überall durchscheinen sieht, wo keine Farbe aufgetragen ist, und wo man nur einen leichten Grund wahrnimmt; welches eine vortrefliche Wirkung thut."

So viel ich finde, sind von des P. Francisci Tertii de Lanis Magisterium Naturae et Artis; Opus Physico-Mathematicum, nicht drey, sondern nur zwey Bände herausgekommen; der erste zu Brescia, 1684, und der zweyte ebendas. 1686, fol. Ueber ihren Inhalt sehe man die Acta Eruditor. a. 1685, p. 31; und a. 1688, p. 35 ff. — Lana hatte seinen Plan auf eilf Bände angelegt, und giebt von der Vertheilung ihres Inhalts sowohl in dem Proemio seines Prodromo, als auch in der Vorrede des großen Werks selbst ausführliche Nachricht. Seine Absicht war, ein vollständiges Lehrgebäude der Physik und Mathematik zu liefern, aus dessen Grundsätzen sich eine Menge nützlicher Erfindungen sollten herleiten lassen; und sein Prodromo war vornehmlich dazu bestimmt, der Welt zu zeigen, daß er sie nicht mit leeren Verheissungen täusche, und verschiedne neue Erfindun-

gen und praktische Anweisungen, vornehmlich über die **Optik** und **Mahlerey**, mitzutheilen. In den beyden gedruckten Bänden aber kommt von der Mahlerey nichts vor; sondern der erste betrift die phisischen Eigenschaften der Körper, die mechanischen Grundsätze der Bewegung, u. s. f.; und der zweyte handelt von der Porosität, der Ausdünstung der Körper, der Lehre vom Schall, u. s. f.

Zu unsern Zeiten ist **Lana's** Name durch die mehr untersuchte Geschichte der **Aerostatik** aufs neue berühmt geworden, wegen des im sechsten Kapitel seines Prodromo angegebenen **Luftschiffes**.

Daniel **Landringer**. Er lebte ums J. 1680 zu Breslau, und war, wenn ich nicht irre, ein Medikus, aber zugleich in den Alterthümern, besonders in Münzen und geschnittenen Steinen, nicht übel erfahren. Im J. 1681 ließ er daselbst drucken: Diss. in Onychem Alexandri M. 7 Bogen in 4. — Dieser Kopf **Alexander's**, erhaben auf einem Onyx geschnitten, ist dem sehr gleich, welcher in der Dactyliotheca Zanettiana, Tab. II. vorkommt. — Im J. 1686 gab er daselbst heraus: Notitiam Numorum Antiquorum tam Imp. Romanor. et Grae-

cor. quam Auguſtarum, prout rari ſunt vel communes.

Das Gelehrtenlexikon hat keine Nachricht von dieſem Landringer; und ich hätte mich in Breslau nach Umſtänden von ihm erkundigen können.

Als Landringer die erſte dieſer Schriften herausgab, arbeitete er zugleich an einem Examine Chemico-Medico Rubiae Tinctorum, herbae vernaculae, wie er ſelbſt in einem kleinen Nachberichte an den Leſer ſagt. Ich weiß nicht, ob er etwas davon hat drucken laſſen.

Vergebens hab' ich mich um weitre Nachweiſungen über dieſen Gelehrten bemüht; und ſeines hier angeführten Münzwerks finde ich weder vom Fabricius in ſ. Ausg. von Bandurii Biblioth. Numaria, noch von Hirſch in ſeiner noch vollſtändigern Biblioth. Numiſmat. gedacht.

Lara. Die Geſchichte der ſieben Kinder *) von Lara ſ. beym Felibien, T. III. S. 259 ff. — Die vierzig Blätter von Tempeſta, auf welchen er dieſe Geſchichte nach dem

*) Nicht ſowohl der ſieben Kinder, als der ſieben Infanten von Lara. Im Franzöſiſchen des Felibien ſteht auch immer les ſeps Infans, nicht Enfans. E.

Otto Vänius gestochen hat, sind in kleinem länglichten Quart, mit einer lateinischen und spanischen Auslegung unter jedem, und einem Titelblatte, gleichfalls in beyden Sprachen. (Antverpiae, ap. Philippum Lisaert, 1612.) Der Titel heißt: Historia septem infantum de Lara, autore Ott. Vaenio. — Historia de les siete infantes de Lara, etc. — Die Erklärung des zweyten Blattes fängt an: El anno 1304 regnando el Rev Bermudo, nascieron del Principe Gonzalo Justos v Dona Sancha etc. — Doch Mariana und Garibay, welche Felibien citirt, machen diese Geschichte um mehr als dreyhundert Jahr älter. Felibien rügt auch den Fehler, den eben dieser Ausleger mit dem Almanzor macht, den er einen König von Cordua nennt. Aber wer ist der König Bermudo?

Felibien weiß nicht, ob Vänius diese Geschichte gemahlt, oder nur gezeichnet habe? Alles ist darin, nach des Vänius Geschmack, mit allegorischen Personen häufig untermengt, die sich, ohne die untengesetzte Erklärung nach den Zahlen über ihren Köpfen, von den wahren Personen schwerlich würden unterscheiden lassen. Gleichwohl ist es eine nothwendige Eigenschaft solcher vermischten allegorischen Gemählde, daß sich die allegorischen Personen von den wahren ...rch solche untrügliche

Kennzeichen unterscheiden, daß sie sich gar nicht verwechseln lassen; denn sonst ist es schlechterdings unmöglich, ohne Hülfe einer Unterschrift, auf den wahren Verstand derselben zu kommen.

Aus der beym Felibien befindlichen Erzählung dieser Geschichte will ich hier die wesentlichsten Umstände mittheilen:

Gonzalo Gustios oder Gustos, Erbherr auf Salas de Lara, stammte von den Grafen von Castilien ab. Er vermählte sich mit Donna Sancha, einer Schwester des Ruy Velasquez zu Bylaren. Von dieser hatte er sieben Söhne, welche sich unter dem Namen der sieben Infanten von Lara berühmt machten. Der Graf, Dom Garcia Fernandez, der ihr Vetter und Brudersohn ihres Vaters war, machte sie alle an dem nämlichen Tage zu Rittern. Durch ihre gute Erziehung hatten sie sich alle die Eigenschaften und Geschicklichkeiten erworben, deren sie zur würdigen Bekleidung dieses Ranges bedurften. Sie waren in der Blüthe ihrer Jugend, als Ruy Velasquez, ihr Oheim, sich mit der Donna Lambra, einer Nichte des Dom Garcia Fernandez, vermählte. Die Hochzeit war in der Stadt Burgos, und sehr glänzend. Sie dauerte ganzer fünf Wochen, und diese verflossen in lauter Festen und öffentlichen Lustbarkeiten. Gon-

zalo Gustos und Donna Sancha, seine Gemahlin, waren mit ihren sieben Söhnen, und deren Hofmeister, Nuño Salido, gleichfalls dabey zugegen. Eines Tages entstand beym Wettrennen zu Pferde ein Streit zwischen Gonzalo Gonzalez, dem jüngsten von den sieben Söhnen, und einem Ritter, Namens Alvar Sanchez, einem Vetter der Neuvermählten, Donna Lambra. Dieser letztere fand sich dadurch beleidigt, und faßte einen tödtlichen Haß gegen die sieben Infanten, ob sie gleich Verwandte ihres Mannes waren. Nach Endigung der Hochzeitfeyer begaben sich Donna Lambra und Donna Sancha, ihre Schwiegerin, nach Barbadillo mit den sieben Infanten, welche sie dahin ehrenhalber begleiteten. Gonzalo Gonzalez befand sich einmahl in dem Garten, wo er in dem Bassin einer Fontäne einen Falken badete. Donna Lambra welche noch immer geheime Rachgier im Herzen hegte, rief einen von ihren Sklaven, und hieß ihm einen in Blut getauchten Kürbis nehmen, und damit dem Gonzalez ins Gesicht schlagen. Gonzalez und seine Brüder, die in der Nähe waren, wurden über diese Beleidigung äußerst entrüstet, und liefen hinter dem Sklaven her, welcher sich hinter seiner Gebieterin versteckt hatte. Sie kehrten sich

daran nicht, sondern ermordeten zu ihren Füßen ihren Beleidiger, und gingen darauf mit ihrer Mutter, der Donna Sancha, nach Salas. Gonzalo Gustos und Ruy Velasquez waren damals abwesend, und wunderten sich bey ihrer Zurückkunft nicht wenig über das, was vorgefallen war. Donna Lambra foderte ihren Gemahl zur Rache auf; und dieser versprach ihr alles, was sie von ihm verlangte. Er bewog den Gonzalo Gustos und seine Kinder, nach Barbadillo zu kommen; hier that er, als ob er sich völlig mit ihnen aussöhnen wollte, und bat seinen Schwager, zum Könige von Korduba zu reisen, um ihm für einige von ihm erhaltne Gnadenbezeugungen in seinem Namen zu danken. Er that es, ohne zu wissen, daß in den Briefen, die ihm Ruy Velasquez mitgegeben hatte, sein Todesurtheil enthalten war. Denn dieser hatte darin den König gebeten, ihn umbringen zu lassen, und Soldaten auszuschicken, denen er die sieben Infanten in die Hände liefern wollte, weil sie und ihr Vater die gefährlichsten Feinde der Mohren wären. Der König von Korduba nahm indeß Anstand, diesen Vorschlag auszuführen. Er ließ bloß den Ueberbringer des Briefes ins Gefängniß setzen, und schickte seine Truppen an den be-

stimmten Ort. Während seiner Gefangenschaft fand Gonzalo Gustos Gelegenheit, die Liebe der Schwester des Königs zu gewinnen; und ihre Vertraulichkeit gieng so weit, daß sie schwanger wurde. Ruy Velasquez zog indeß mit den sieben Infanten, die eine Begleitung von zweyhundert Reitern bey sich hatten, in die verabredete Gegend. Während der Reise gerieth Nuño Salido auf Verdacht, und suchte den Infanten von der weitern Fortsetzung derselben abzurathen, worüber er mit Velasquez zerfiel. Es wurde jedoch alles wieder beygelegt; und sie kamen vor die Stadt Almenar, wo er mit einigen Mohren weitere Abrede nahm, um sein Vorhaben auszuführen. Man verabredete einen Hinterhalt, und die sieben Infanten mit ihrem Hofmeister und ihren Begleitern fielen demselben in die Hände, so, daß das Gefecht unvermeidlich war. Der Mohren waren zehntausend; und so mußten jene, ihrer tapfern Gegenwehr ungeachtet, endlich weichen. Die zweyhundert Reiter blieben alle auf dem Platz, und mit ihnen Fernando Gonzalez, einer von den sieben Infanten, und Nuño Salido, ihr Hofmeister. Die sechs übrigen Brüder wandten sich um Hülfe an ihren Oheim, Ruy Velasquez, ohne zu wissen, daß er Ur-

heber dieser Verrätherey sey. Er entschuldigte sich: indeß gingen dreyhundert Reiter freywillig zu ihnen, und griffen die Mohren an. Sie wurden aber gleichfalls alle getödtet; und die sechs Infanten wurden endlich, nach tapferm Widerstande von den Mohren gefangen genommen und getödtet. Ihre Köpfe und die vom Fernando und ihrem Hofmeister wurden dem Könige von Korduba zugesandt. Nun Velasquez kehrte nun, nach einer so schändlichen That, nach Hause zurück. Der König wurde jedoch über diesen Anblick sehr gerührt, und zeigte die Köpfe dem Gonzalo Gustos, der jetzt sein ganzes Unglück lebhaft fühlte, und halbtodt zu Boden sank. Der Mohrenkönig empfand Mitleiden über das harte Schicksal dieses unglücklichen Vaters, setzte ihn in Freyheit, und gab ihm Geld zur Rückreise. Er verabredete alles mit seiner Gemahlin, die er zurück ließ, und erfuhr bald nach seiner Zurückkunft in Salas, daß diese von einem Sohn entbunden sey, den man Mundara Gonzalez nannte. — Die Leichname der sieben Infanten sollen von den Mohren ausgeliefert, und in das Kloster St. Petri zu Arlanza gebracht seyn, wo die Nonnen jetzt noch ihr Begräbniß zeigen, so wie das Grab ihrer beyden Eltern. Indeß zeigen auch die Mönche des Klosters von St. Milan de la Cogolla neun sehr al-

te steinerne Gräber, worin die sieben Infanten, ihr Vater, und ihr Hofmeister liegen sollen. — — Mudara wurde an dem Hofe des Königs, seines Oheims, sehr sorgfältig erzogen, ward schon im zehnten Jahre Ritter, und erfuhr von seiner Mutter alles. Um seinen Vater, den Gonzalo Gustos, zu sehen, gieng er, mit einer ihm von dem Könige gegebenen Begleitung, nach Salas, und bald hernach bekannte er sich zum christlichen Glauben. Sein eifrigster Wunsch war die Rache seiner Brüder. Er erfuhr, daß Ruy Velasquez sich zu Burgos aufhielt, gieng dahin, und als jener bey Nacht die Stadt verließ, folgte er ihm, fiel ihn unterwegs an, und brachte ihn ums Leben. Nach dem Tode des Grafen Dom Garcia Fernandez rächte er sich auch an dessen Schwester, der Donna Lambra, und ließ sie, wie einige sagen, lebendig verbrennen, oder, wie andre berichten, steinigen, und hernach verbrennen. Donna Sancha, die schon viel Zärtlichkeit für ihn hegte, liebte ihn um dieser Rache willen desto mehr; sie nahm ihn zu ihrem Sohn an, und, zum Beweise davon, ließ sie ihn, anstatt, wie sonst gewöhnlich ist, ihm ein Hemde anzulegen, nur durch den sehr weiten Ermel desselben kriechen, so, daß der Kopf oben

aus dem Ermel und aus dem Kragen des Hemdes hindurch gieng. Diese sonderbare Ceremonie gab zu einer Art von Sprüchwort oder Volksliede Gelegenheit, welches hieß: Entra por la manga, y sale por el cabeçon; d. i. Er ging durch den Ermel, und kam durch den Kragen heraus. Mudara wird nun der einzige Erbe von allem Vermögen des Hauses Lara. Von ihm stammen die Mauriques de Lara in Spanien ab, wovon Malvada Maurique, die Gemahlin des Alfonso Henriquez des Ersten, Königs von Portugal, herstammte. —

Diese Geschichte wird, wie Felibien bemerkt, von einigen um das Jahr 967, von andern um 993 gesetzt; also freylich dreyhundert Jahr früher, als sie unter den Kupfern des Tempesta angegeben wird. Almanzor war nicht König, sondern nur Vicekönig von Cordua; obgleich Mariana den Alhagib Mahomet, einen berühmten Kriegshelden, an seiner Stelle nennt.

Die Beschreibung, der einzelnen Kupferblätter, auf welchen diese Geschichte vorgestellt wird, kann man beym Felibien, Th. III, S. 268 ff. nachlesen; wiewohl er nur die ersten ein und zwanzig umständ-

lich, und die übrigen ganz summarisch beschreibt.

Otto Vänius, oder Oktavius van Veen, war ein niederländischer Mahler, aus Leyden gebürtig, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der sich in Italien gebildet hatte, und vornehmlich zu Brüssel arbeitete, wo er im J. 1634 starb. Er hatte viele Verdienste um die Einführung des bessern niederländischen Geschmacks, und war ein Lehrer des berühmten Rubens.

Antonio Tempesta war ein bekannter Mahler und Kupferstecher zu Florenz, geb. 1556, gest. 1630. Seine Erfindungen waren geistreich, fruchtbar und mannichfaltig; nur vermißt man in seinen Gemählden die Haltung und eine geschickte Beleuchtung. Seine Kupferblätter verdienen, als Studien betrachtet, immer noch Aufmerksamkeit. Der Abt Marolles sammelte sein ganzes Werk, mit dem, was andre Kupferstecher nach ihm gearbeitet haben, in 2062 Blättern. Die vorzüglichsten darunter sind Schlachten und Jagdstücke. Uebrigens ist mit diesem Künstler der trefliche niederländische Mahler, Peter Molyn der Jüngere nicht zu verwechseln, der von seiner Stärke in Gewitterscenen gleichfalls den Beynamen Tempesta er-

hielt, und von dem Füeßlin unter dem Artikel Mulier oder de Mulieribus nachzusehen ist.

Nach Felibien's Anführung findet man die Geschichte der sieben Infanten von Lara in des Garibay Compend. Hist. L. X. c. 14; und beym Mariana, L. VIII c. 9.

Leibnitz. Von seinem Versuche, wodurch er erwiesen, daß es wirkliches Blut gewesen, was in den gläsernen Fläschchen enthalten war, die in den Grabstäten der alten Märtyrer mit beygesetzt wurden, möchte ich doch wohl näher unterrichtet seyn. Es ist davon nachzusehen Fabretty, Inscriptt. C. VIII, p. 555. — Fabrettus enim (schreibt Vettori de septem dormientibus, p. 35.) testimonio clarissimi viri Godefridi de Leibnitz (olim eterodoxi, qui physico experimento probaverat) verum sanguinem in hisce vasculis reperiri demonstrat. — Hierzu noch eine Note des Vettori: Eundem Godefridum Boldettus Georgium appellat (Osserv. sopra i cimeteri de' SS. Martiri, L. I. c. 38. p. 186.) atque obiisse in gremio Sanctae Romanae Ecclesiae scribit citato loco. Dieß Letzte ist eine Lüge. — In dem Register, unter Leibnitz, setzt Vettori noch

hinzu: De eodem experimento mentio est apud Alexandrum Plowierium in Apocrisi in Epistolam Eusebii Romani ad Theophilum Gallum de Cultu Sanctorum ignotorum; p. 33, §. 5. edit. Romae, 8. a. 1700.

Ueber Leibnitzens Religionsgesinnungen hat man, wie bekannt, von jeher sehr verschieden, und oft sehr ungünstig, geurtheilt, und ihm besonders, wegen mancher in seinen Schriften, vornehmlich in seinen Briefen, vorkommenden vortheilhaften Aeußerungen für die römischkatholische Religion, einen überwiegenden Hang zu derselben Schuld gegeben. Daß er aber nie zu dieser Kirche übergetreten sey, ist wohl ausgemacht genug, wenn es gleich sehr begreiflich ist, daß eifrigen Katholiken jene Aeußerungen schon hinreichend genug waren, solch einen Uebertritt eines so großen und berühmten Mannes nicht nur zu wünschen, sondern wirklich anzunehmen. Die ganze Sache verdiente wohl eine gründliche und ausführliche Erörterung; und einen wichtigen Beytrag dazu würden dann die Briefe zwischen Leibnitz und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Reinfels geben, welche Hr. Dr. G. W. Böhmer im ersten und zweyten Bande seines Magazins für das Kirchenrecht (Gött. 1787 ff. gr.

8.) zuerst bekannt gemacht hat. Nur muß man dabey, wie auch Hr. Dr. B. erinnert, nie vergessen, daß diese Briefe in den Jahren 1683 und 84, also mehr als dreyßig Jahre vor Leibnitzens Tode, sind geschrieben worden. — Um den oben angeführten Umstand mehr ins Licht zu setzen, habe ich die meisten angezogenen Schriften nicht gleich zur Hand.

Lemnius. Auf seine Flucht und auf sein Nichtstellen paßt, was Alcibiades antwortete, als ihn die Athenienser aus Sicilien zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu verantworten. S. Aelian. L. XIII, c. 38. Riederer, im vierten Bande seiner Beyträge handelt auch vom Lemnius, und ist mit seinen Vertheidigern unzufrieden; welches ich nachlesen muß.

Aelian erzählt in der angeführten Stelle vom Alcibiades, er habe bey jener Gelegenheit gesagt: „Es wäre wohl sehr thöricht, wenn ein Beklagter fliehen könnte, und sich doch lieber dahin begeben wollte, wo er nicht würde entfliehen können.“ ἔυηθες τον ἔχοντα δικην ζητειν με ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν. — Lessing hat, wie bekannt, in den Briefen, die im dritten Bande seiner vermischten Schriften stehen, Br. II — VIII, den Simon Lemnius und

sein Benehmen gegen Luther'n mit vielem Scharfsinn vertheidigt.

Was Riederer in s. Nachrichten zur Kirchen-Gelehrten- und Büchergeschichte wider Lessing's Vertheidigung des Lemnius erinnert hat, findet man im vierten Bande derselben (Altdorf, 1768. 8.) S. 359 ff. Es ist doch wohl gewiß strenge und unbillig, wenn L. daselbst ein strenger und unbilliger Tadler Luther's genannt wird. Die „Vertheidigung des sel. Lutheri und der Reformationsgeschichte wider den Verfasser der Kleinigkeiten, herausgegeben von M. S. B. H. r. i. z.; Frankf. und Leipz. 1756. 8." nennt Hr R. eine gründliche Widerlegung. Gründlicher ist doch wohl auf jeden Fall das, was Hr. Münzdirektor Lessing in dem Vorberichte zu dem dritten Bande der vermischten Schriften seines sel. Bruders, S. 9 ff. wider diese Vertheidigung erinnert hat. Was Hr. R. sonst noch bey dieser Gelegenheit sagt, ist wenig, und und von wenigem Belang.

Locke. Gilbert hat einen Auszug aus Locke's Versuch über den menschlichen Verstand gemacht, welcher verschiednen Ausgaben desselben ist vorgesetzt worden; wenigstens hat ihn Poley seiner Uebersetzung vorgesetzt. Jetzt

finde ich, daß Locke selbst einen kurzen räsonnirenden Auszug von seinem Werke gegeben hat, nämlich in der Young Student's Library, by the Athenian Society; Lond. 1691. fol. p. 162 ff. Der Auszug ist vortreflich; und da er authentisch ist, so hätte Poley ihn lieber, als den von Gilbert, wählen sollen. Wenn er ihn gekannt hätte! Aber ich habe seiner nirgend erwähnt gefunden.

Der Auszug, den Locke aus seinem Versuche über den menschlichen Verstand machte, erschien eigentlich schon früher, als dieser Versuch selbst, der im J. 1690 zuerst herauskam, und früher französisch als englisch, nämlich in der Bibliotheque Universelle des Le Clerc, wozu Locke mehrere Beyträge lieferte. Im achten Bande derselben, vom J. 1688 findet man S. 49 ff. diesen Extrait d'un Livre Anglois qui n'est pas encore publié, intitulé ESSAI PHILOSOPHIQUE concernant L'ENTENDEMENT, où l'on montre quelle est l'étendüe de nos connoissances certaines, et la maniére dont nous y parvenons. Communiqué par Mr. LOCKE. In der Student's Library ist dieser Aufsatz nur englisch abgedruckt worden, und er verdiente allerdings auch eine deutsche Uebersetzung in irgend einer philosophischen Zeitschrift. Locke ließ auch einige

einzelne Abdrücke davon machen, die er, wie hernach das Werk selbst, dem Grafen von Pembroke zueignete. — Niceron gedenkt noch eines andern Auszuges, den Dr. Wynne, nachheriger Bischof von St. Asaph, verfertigte, und den Bosset zu London, 1720, 12. ins Französische übersetzte. Diesen Auszug, mit einem reichhaltigen Kommentar begleitet, gab der P. Franc. Soave zu Mayland 1775 ff. in drey Bänden italiänisch heraus.

Lorenzetto. Ein verdienter Bildhauer, der aber nicht sehr bekannt ist. Er war ein Schüler Raphael's. „Sein Jonas, in der Kapelle Chigi, sagt Winkelmann, (Von Empf. d. Schönen, S. 12.) ist bekannt; ein vollkommeners Werk aber von ihm, im Pantheon, eine stehende Madonna, noch einmahl so groß als die Natur, welche er nach seines Meisters Tod machte, wird von Niemand bemerkt. Ein andrer verdienter Bildhauer ist noch weniger bekannt; er hieß Lorenzo Ottone."

Man sehe sein Leben beym Vasari, P. III. Vol. I. p. 139. — Und was mir ihn am merkwürdigsten macht, ist dieses, daß er, nach Vasari's Erzählung, der erste Restaurator alter verstümmelter Statuen gewesen ist. — Er war

ein Florentiner von Geburt, und starb 1541 im 47sten Jahre seines Alters.

Lorenzetto hieß eigentlich Lorenzo Lotto; und man muß ihn beym Füeßlin unter diesem letztern Namen suchen, wo die Nachrichten des Vasari ausgezogen sind. — Seiner Statuen des Jonas und Elias, welche beyde in der Kapelle Chigi, in der Kirche di Santa Maria del Popolo zu Rom stehen, gedenkt auch Richardson, Traité de la Peinture, T. III, p. 595, und bezieht sich dabey auf den Bellori, der in den Pitture del Vaticano, p. 64, sage, Raphael habe zu dem Jonas das Modell verfertigt, und die Statue selbst polirt. Auch beym Venuti, Descrizz. di Roma Moderna, T. I. p. 162, wird dieser beyden Statuen erwähnt; und eben daselbst, S. 138, findet man doch auch in der Beschreibung des Pantheon, oder der Kirche di S. Maria ad Martyres, die von W. für ganz unbemerkt gehaltene Madonna mit folgenden Worten angeführt: Nelle altre cappelle e altari si vedono diverse statue di buona maniera; fra le quali quella, che rappresenta la Santissima Vergine è di Lorenzetto, fatta d'ordine di Raffaele lasciato in iscritto. — Hr. v. Ramdohr, dessen Werk über Mahlerey und Bildhauerey in

Rom, Th. III, S. 311, über die Statuen des Jonas und Elias nachzusehen ist, urtheilt von der Madonna im Pantheon, S. 305: daß der Kopf derselben von schlechter Wahl und ohne Ausdruck, das Christkind schlecht gezeichnet, und so hart ausgeführt sey, daß es aus Holz geschnitzt zu seyn scheine. Ueberhaupt sey das Nackende nicht mit genugsamer Zartheit behandelt. Besser sey das Gewand; immer aber noch bleibe es zu schwerfällig und unbestimmt in dem Faltenschlage wenn man gleich die Nachahmung der Antiken darin spüre.

M.

Macaronische Poesie. Der Urheber derselben war, wie bekannt, Trofilo Folengo, der seine Gedichte unter dem Namen Merlinus Cocajus herausgab. Ich besitze davon die Ausgabe: Venetiis, apud Bevilacquam, 1613, 12. Folengo starb 1544.

In Frankreich machte ihm diese Art von Versen ein gewisser Antoine Arena nach, von dem einiges 1537 zu Avignon mit gothischen Lettern ist gedruckt worden. Dieser Arena starb in eben dem Jahre, in welchem Folengo starb. Siehe von ihm die Carpenteriana. Eins von seinen Gedichten ist über das Tanzen.

Unter des Folengo Nachahmern in Italien ist auch Cäsar Ursinus, gebürtig von

Ponzano im Genuesischen, der zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte, und bey dem Kardinal Bevilacqua Sekretär war. Er gab unter dem Namen: Magistri Stopini Capriccia Macaronica heraus, deren Ausgabe, Ven. 1653, kl. 12. ich besitze. Diese sind, glaub' ich, viel seltener, als die Gedichte des Folengo, welche öfters, und auch in Deutschland, sind nachgedruckt worden. Erst lieset man acht hexametrische Gedichte, die Macaronea überschrieben sind. Das erste, de malitiis Putanarum; das zweyte, de arte robbandi; das dritte, de laudibus ignorantiae; das vierte, de laudibus pazziae; das fünfte, de laudibus bosiae: das sechste, de laudibus ambitionis; das siebente, gattam Rosam a milite interfectam deplorat; das achte, contentio trium poëtarum: Nizzi, Bertoldi, et Driadis. — Hierauf folgt ein Buch Epigrammen, und ein Buch Elegien; endlich ein Anhang von Epigrammen, die zu dieser Ausgabe hinzugekommen sind.

Auch die Deutschen haben sich in der macaronischen Poesie versucht. Eins von dergleichen Gedichten ist die Floïa, welches zu Ende des 15ten und in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts sehr oft ist gedruckt worden. Die erste Ausgabe, die ich kenne, ist von 1593 in 4. und der vollständige Titel heißt: Flora, cortum versicale, de flois schwartibus, illis deiri-

culis, quae omnes fere Minlchos, Nonnas, Weibras, Jungfras &c. behuppere, et ſpitzibus ſuis ſchnaſtis ſteckere et bitere ſolent; autore Gripholdo Knickknakio ex Floilandia. Die Ausgabe von 1614 hat eine hübſche Vignette, wo ſich eine ganze Familie, bis auf den Hund, flöhet. Der Anfang heißt:

Angla floosque canam, qui waſſunt pulvere ſwarto
Ex watroque ſimul fleitenti et blaſide dicko,
Multipedes deiri, qui poſſunt huppere longe,
Non aliter, quam ſi floglos natura dediſſet.
Illis ſunt equidem, ſunt, inquam, corpora kleina,
Sed mille erregunt menſchis martrasque plagasque &c.

Die maccaroniſche Poeſie hat ihren Namen wohl ohne Zweifel von den maccaroni, dem bekannten Lieblingseſſen der Italiäner, erhalten, weil auch hier verſchiedenerley Ingredienzen gleichſam in einen Teig verknetet ſind. Ferrari (Origg. lingu. Ital. p. 189.) leitet dieß Wort entweder von maccare, zerreiben, oder von dem griechiſchen μαζα, maſſa, offa, her; und ſagt unter andern davon: „eſſe rusticanae menſae cupedias, vel unus Folengius

docuerit, qui novum carminis genus eo titulo nobilitavit.“

Crescembeni handelt in seiner Istoria della volgar Poësia, T. I. p. 363 ff. umständlich von dieser, und mehrern ähnlichen Arten von Versen, woran die Italiäner vorzüglich reich sind. Er bemerkt zuvörderst, daß man schon sehr frühzeitig andre Sprachen in die italiänische Poesie gemischt habe, und daß dieß, wie er L. I. p. 14 zeigt, bey den Provenzalen nicht ungewöhnlich gewesen sey. Im funfzehnten Jahrhundert war die Einmischung des Lateinischen so sehr gewöhnlich, daß selbst die Prosaisten im Italiänischen lateinisch, und im Lateinischen italiänisch schrieben. Im folgenden Jahrhundert gab nun, wie er sagt, diese Mischung zur Erfindung zweyer sehr angenehmen neuen poetischen Gattungen Gelegenheit, nämlich zu der Poëfia Macheronica (so schreibt C. dieß Wort beständig) und Pedantesca, die man auch in der Folge beybehielt. Man machte davon in allen Dichtungsarten, nur nicht im Trauerspiele, Gebrauch; und selbst beym Dante, und andern alten Dichtern finden sich Spuren davon. Untern mehrern Beyspielen führt er folgendes, an sich schöne, Sonett von dem ältern Lorenzo de' Medici, auf das

Rad der Glücksgöttinn an, woran vier Menschen geschmiedet sind:

Amico, mira ben questa figura,
  Et in arcano mentis reponatur,
  Ut magnus inde fructus extrahatur,
  Considerando ben la sua natura.
Amico, questa é ruota di ventura,
  Quae in eodem statu non firmatur,
  Sed casibus adversis variatur,
  E qual abbassa, e qual pone in altura.
Mira, che l'uno in cima é già montato,
  Et alter est expositus ruinae,
  E'l terzo é in fondo d'ogni ben privato.
Quartus ascendit jam. Nec quisquam sine
  Ragion di quel, che oprando ha meritato,
  Secundum legis ordinem divinae.

Der tollste Mischmasch dieser Art ist der von einem Ercole Bottrigaro, der sogar Hebräisch unter seine italiänischen Verse mengte. Ein andrer, Antonino Lenio Salentino, schrieb ein Gedicht in Ottava Rima, wo immer ein lateinischer Pentameter mit den gewöhnlichen eilfsylbigen italiänischen Versen abwechselt. Andre mischten die verschiednen Mundarten dieser letztern Sprache unter einander.

Von andrer Art ist die sogenannte Poësia Pedantesca, die übrigens der gewöhnlichen toskanischen völlig gleich ist, ausser in den häufig latinisirenden Wörtern. Bey den Dichtern des funfzehnten Jahrhunderts findet man öftere Proben davon, die doch mehr eine Frucht der Unwissenheit und einer gewagten Dreistigkeit sind; vornähmlich, sagt Crescembeni, ist ein gewisser Bettino Tricco in seiner Letilogia sehr reich daran, wovon er folgende, freylich sehr abgeschmackte, Verse zur Probe giebt:

Sythari el sano cum Asiriani,
  Amazoni, Medorum ac Persarum,
  Et tutti Atheniensi, et Micenarum,
  Indiani, Longobardi et Egyptiani.
Macedoni, Corynthi, et Argivorum,
  Lacedaemonii, Lydi cum Judey,
  Laurenti et d'Israhel, et Glamorey,
  Cretensi cum Albani, et Latinorum &c.

Unter denen aber, die von dieser Poesie absichtlichen und komischen Gebrauch machten, rühmt er am meisten den Camillo Scrofa, von dem man auch ein Sonett dieser Art in eben dem ersten Bande des Crescemb. S. 73 zur Probe nachsehen kann.

Als eine Tochter dieser Mischung nun betrachtet er die maccaronische Poesie, in welcher man ganz nach lateinischer Art

sich ausdrückt, nur daß die darin angebrachte Latinität wahres Küchenlatein, und so entstellt, oder vielmehr italisirt ist, daß man oft nicht weiß, ob ein Wort lateinisch oder italiänisch sey, weil es im Grunde keines von beyden, sondern Gemisch aus beyden ist. In dieser Manier ist allerdings der von L. erwähnte Don Trofilo de' Folenghi, ein Benediktinermönch, aus Mantua gebürtig, am berühmtesten, und wird als ihr eigentlicher Erfinder angesehen. Er giebt S. 367 folgendes maccaronisches Epigramm von ihm:

De Cingaris Facetia.

Squassabat quondam pelagi fortuna Maranum,
Qui de salata carne pienus erat.
Frangitur arbor, aquas sorbet fundata carina,
Et plorans coeli quisque dimandat opem.
Cingar se misit tantum rosagere mezenos,
Ac si non esset tunc prigolandus aquis;
Scridatur quare mangiat, nec donat ajutum;
Respondet: quia sum sat bibiturus, edo.

Ueber diesen de' Folenghi oder Folengo kann man übrigens den Fontanini nachsehen, der in s. Biblioteca dell' Eloquenza Italiana. (ed. d'Apostolo Zeno, Venez. 1753, 2 Voll. 4.) T. I. p. 301 ff. umständlich von ihm handelt. Durch ein großes geistliches Gedicht über die Menschheit Christi, in zehn Gesängen, suchte er die Possen seiner Jugend, die doch wohl mehr Werth, als dieses, haben, wieder gut zu machen. Auch hat man von ihm ein komisches Heldengedicht, L'Orlandino di Limerno (Merlino) Pitocco, in acht Gesängen. — Von seinen maccaronischen Gedichten haben Fontanini und Zeno ebendas. S. 304 ff. die Ausgaben ausführlich nachgewiesen. Die erste, obgleich noch nicht vollständige, ist von Aless. Paganino zu Venedig, 1517. 8. gedruckt. Vermehrter lieferte sie eben dieser Buchdrucker unter dem Titel: Opus Merlini Cocaji poetae Mantuani Macaronicorum — — Tusculani, ad lacum Benacensem, per Alex. Paganinum, 1521. 12. Nach seinem Landgute Tusculano am See Benaco, zum Gebiete von Brescia gebürtig, hatte P. seine Druckerey von Venedig aus verlegt. — Zeno vermuthet übrigens, daß Folengo in J. 1493 geboren sey, und daß er also schon

Mönch gewesen seyn müsse, als er diese Verse schrieb, obgleich er selbst in einem beygefügten Briefe dieß zu leugnen suchte.

Ueber den Ant. de Arena, der, nach einigen auch Sablon oder la Sable hieß, vergleiche man den Clement, Biblioth. Cur. T. II, p. 16 ff. wo zwey maccaronische Gedichte von ihm angeführt werden, wovon das über das Tanzen: Ad suos Compagnones Studiantes etc. zum öftern ist gedruckt worden. Clement giebt bey dieser Gelegenheit S. 17 in der Note eine Stelle aus einer höchst seltenen Schrift des Naude, worin dieser eine Digression über die maccaronische Poesie der Franzosen macht, und noch verschiedne andre nennt, die sich darin versucht haben; nämlich in s. Jugement de tout ce qui a été imprimé contre le Cardinal Mazarin depuis le 6 Janv. jusqu'au 1 d'Avril, 1649. 4. edit. 1. p. 276 f.

Die Capriccia Macaronica des Cesare Ursini, der sich dabey den Namen Magister Stopinus gab, sind doch auch mehrmals gedruckt worden. Ich besitze davon eine Ausgabe, die zu Mayland, 1688. 12. herausgekommen ist. In dieser ist der Anhang von Epigrammen, nach den Elegieen, der sich in Lessing's früherer Ausgabe fand, nicht befindlich; vielleicht aber

ſind ſie zu den übrigen Sinngedichten mit hinzu genommen, von denen ich hier ein kurzes Beyſpiel herſetze:

Ad Marcum.

Quid tantis vexas cervellum, Marce, fadighis?
Quid ſtratias mentem nocte dieque tuam?
Cernis ut ab unda leuiter bagnata vireſcit
Herba, ſed a nimia putrida marcet aqua.
Pectora continuae ſic ſpezzant noſtra fadighae,
Has moderare igitur, ſi tibi vita placet.

Von einer ſolchen ſeltſamen Miſchung des Lateiniſchen in Deutſche Gedichte, wie die iſt, wovon zuerſt die Rede war, nämlich von der Einſchaltung ganzer lateiniſchen Zeilen, finden ſich ſchon ſehr alte Beyſpiele. Auch erinnere man ſich nur an einige alte Kirchenlieder, z. B. In dulci jubilo; Puer natus in Bethlehem, u. dergl. und an die Verſe dieſer Art von dem Jeſuiten Jakob Balde, beſonders an ſein Gedicht de vanitate mundi. (Vergl. Flögel's Geſch. d. kom. Lit. Th. III. S. 422 ff.) — Auch kennt man ein ſcherzhaftes Trinklied dieſer Art von Hagedorn:

Der Weintrunk erhält;
Das lehrten die Welt
Druiden und Barden und Magi;
Sie hatten auch Recht,
Das findet, wer zecht,
Recubans ſub tegmine fagi.

Er hat es zwar in die Sammlung seiner poetischen Werke nicht aufgenommen; es steht aber in der mit Musik (von Görner) zu Hamburg herausgekommenen Samlmung seiner Oden und Lieder, und ist eigentlich aus dem Englischen des Francis Beaumont nachgeahmt, (S. A. Select. Collection of Engliſh Songs; Lond. 1783. 3 Vols. 8. Vol. II. p. 28.) wo es noch länger ist, und wo die obige Strophe so heißt:

This is the wine
Which in former time
Each wiſe one of the Magi
Was wont to carouſe,
In a frolicſome blouſe,
Recubans ſub tegmine fagi.

Hievon ist nun freylich die eigentliche maccaronische, alles latinisirende, Poesie verschieden, in der es uns auch nicht an öftern Versuchen fehlt. Crescembeni selbst bemerkt in den am Schluß des fünften Bandes S. 335 ff. befindlichen Zusätzen, daß man um das vierzehnte Jahrhun-

dert auch in Deutschland eine solche Mischung gewagt habe, und beruft sich dabey auf Jac. Burkhardi de linguae latinae in Germania fatis Commentarios (priores), Hanov. 1713. 8. p. 96. wo aber, in den zwey dort befindlichen Grabschriften, doch auch nur deutsche und lateinische Verse mit einander wechseln. Er glaubt sogar, die Deutschen hätten diese Manier zunächst von den Provenzalen, und die Italiäner von den Deutschen angenommen. — Das von L. angeführte Gedicht, Floïa, ist aber allerdings völlig maccaronisch. Man findet es auch in der 1644. 12. herausgekommenen Sammlung: Nugae Venales, s. Thesaurus Ridendi et Jocandi, p. 129 ff. obgleich dieser Abdruck, der in Holland gemacht zu seyn scheint in den aus dem Plattdeutschen latinisirten Wörtern sehr fehlerhaft ist.

Man vermuthet leicht, daß auch die Holländer diese Art von poetischen Schnurren nicht unversucht gelassen haben. So steht z. B. in der der eben gedachten Sammlung beygefügten Pugna Porcorum, S. 49, ein solches Mischgedicht, betitelt: Studiosi Characterismus Belgico - Latinus.

Uebrigens hoffe ich nicht, daß man das horazische: Turpe est, difficilis habere nugas, welches von dieser ganzen Gattung

poetischer Possen gelten mag, auch auf die Länge dieser Anmerkung anwenden werde. Wenn es, wie Voltäre sehr wahr sagte, keine verächtliche Dichtungsart giebt, als die langweilige, so verdiente auch diese immer einige, wenigstens historische Aufmerksamkeit; um so mehr, da ihre Geschichte unter uns, so viel ich weiß, noch nicht erörtert, und die maccaronische Poesie selbst von dem sel. Flögel in seiner Geschichte der komischen Literatur, Th. 1. S. 84, nur ganz kurz berührt ist.

Maczinzki, Lateinisch: Joannes Maccinius; ein polnischer Edelmann. Er studierte in Deutschland, und hielt sich hernach meistentheils in Königsberg auf. Hier gab er im J. 1564 sein Lateinisch-Polnisches Lexikon heraus, welches er dem Könige Sigismund August zugeeignet hat, und seine erste Arbeit nennt, und die Frucht seines Fleißes in Deutschland. Durch dieses Werk hat er sich um seine Muttersprache nicht wenig verdient gemacht; und es ist zu bedauern, daß der zweyte Theil, welcher ein Polnisch Lateinisches Wörterbuch hat enthalten sollen, nicht zu Stande gekommen ist. Er verspricht denselben in der gedachten Zueignungsschrift. Seine Absicht dabey war, zu zeigen, daß die slavonische Sprache keiner andern an Reichthum weiche. Er wollte grammatische

Anmerkungen mit unterstreuen, und die Analogie der polnischen Sprache mit der hebräischen, griechischen und lateinischen beybringen. Mit der hebräischen z. E. hat sie die Geschlechter der Zeitwörter gemein; mit der griechischen den Dualis.

Im Jöcher ist dieser polnische Gelehrte unter dem Namen Macinius zu suchen; und es wird daselbst aus Staravolscii Scriptor. Polonor. Centuria von ihm angemerkt, daß er in Italien, Spanien, Frankreich und England gereist, und hernach beständig an des Königes Stephanus Bathorus Hofe geblieben sey, von dem er auch eine Pension erhalten habe.

Paolo Alessandro Maffei. In seiner bekannten Raccolta di Statue Antiche e Moderne etc. Roma, 1704, gr. fol. welche 163 Statuen auf eben so viel Kupfertafeln enthält, sagt er vom Laokoon, daß die Künstler desselben in der 88sten Olympiade gelebt haben; welches Vorgeben Winkelmann schon sehr zweifelhaft gemacht hat, und ich völlig widerlegt habe. —— Beym vatikanischen Apoll braucht die Schlange, welche an den Sturz, auf den sich Apoll mit der Hand stemmt, sich heranwindet, der Drache Python nicht zu seyn, für den sie auch wohl nicht schrecklich genug aussähe. Die Schlange war überhaupt

ein Symbol, welches die Alten dem Apoll, und mehrern Gottheiten, beyfügten. Bey dem Köcher, welcher ihm über die linke Schulter auf dem Rücken hängt, merkt Maffei an, daß Jul. Cäs. Skaliger (ich vermuthe über Macrob. L. I. Saturnal. c. 17.) angemerkt habe, es sey ihm und der Diana allein erlaubt, ihn so zu tragen, und sonst keinem andern, weder von den Gottheiten noch Nymphen, die ihn immer an die Seite gegürtet hätten. Ist das wahr? und woher hat es Skaliger bewiesen?

Ueber die in des Maffei und Rossi bekannter Raccolta, gleich auf der ersten Tafel befindliche Abbildung der Gruppe vom Laokoon, erinnert Hr. Hofr. Heyne in s. zweyten Samml. Antiquar. Auss. S. 2, daß die Figur umgekehrt gestochen sey, daß Laokoon einen Lorbeerkranz habe, und daß der Biß der Schlange vom Vater verrückt sey. Eben daselbst wird S. 31 die Meynung des Maffei in Ansehung der Zeit, wann diese Gruppe verfertigt worden, berührt, und gesagt, daß M. ein so unkritischer Antiquar sey, daß er keine Stimme haben könne. Ueber diese Zeitbestimmung überhaupt, und Lessing's Meynung davon, ist die ganze dortige Untersuchung unstreitig das Gründlichste, was wir bisher haben. — — Das Bild der Schlan-

ge bey der Statue des vatikanischen Apolls, war wohl eher Symbol der Gesundheit und der Arzneykunde, deren Erfindung diesem Gotte beygelegt wurde. — Die Stelle, wo Skaliger von der Art redet, wie Apoll und Diana den Köcher trugen, kann ich nicht sogleich nachweisen; über den Makrobius hat er, wie bekannt, nicht besonders kommentirt; und in der Zeunischen Ausgabe dieses Schriftstellers, welche auch die Noten des Pontan, Gronov und Meursius enthält, finde ich bey dem angeführten, ganz den Apoll betreffenden, Kapitel nichts hieher gehöriges. — Wider Skaliger's Behauptung ließe sich doch wohl die Stelle beym Ovid (Metam. II. 419,) anführen, wo von der Kallisto, einer Nymphe der Diana, gesagt wird:

Exuit hic humero pharetram — —

und die beym Virgil (Aen. XI, 843 f.), wo es von der Amazone Kamilla heißt:

Nec tibi desertae in dumis coluisse Dianam
Profuit, aut nostras humero gessisse pharetras.

Magnet. Der äußerliche Gebrauch des Magnets gegen innerliche Krankheiten ist keine neue Erfindung. Athanas. Kircher sagt

schon in seinem Werke de Arte Magnetica, L. III. P. VII. (in welchem ganzen Theile er den Ἰατρομαγνητισμον abhandelt, worunter er aber doch mehr die magnetischen Kräfte der Arzneyen, als die Arzneykräfte des Magnets versteht,) Cap. I. p. 534: „Ex collo gestatus Magnes spasmum sanare, ac nervorum dolores compescere, manuque detentus partum accelerare perhibetur.“ — Der austrocknenden Kraft, welche er mit dem Eisen gemein hat, nicht zu gedenken; denn diese äußert er entweder äußerlich gegen äußerliche Uebel, oder innerlich, pulverisirt genommen, gegen innerliche.

Es ist aber Theophrastus Paracelsus der eigentliche erste Erfinder dieser Kur, durch welche jetzt (1769) Mesmer in Wien so viel Aufsehen macht. Er handelt von den Kräften des Magnets, in der Sammlung s. Werke durch Johannem Huserum, (Straßb. 1616 fol.) T. I. p. 1019; woraus folgende Stellen sind.

Von den Aerzten, welche diese weitre Kraft des Magnets nicht einsahen, ob sie gleich seine Anziehungskraft vor Augen hatten, sagt er: „Sie haben alle weitere Erfahrung verlassen, und sich beholfen an ihrem Küchengeschwätz, das nicht einmal mit Ehren zu verantworten ist.“ — Ferner: „Ob ich gleichwohl alle Tugendt setz von den Magneten, welche die Alten all be-

schrieben haben, so hab ich doch nichts geschrieben. Sondern will ich vom Magneten schreiben, ist vonnöthen, daß ich mit der Addition und Correktion vortrete, und sie mir alle hinken langsam hernach." — Er trotzt dabey auf seine Erfahrung, und behauptet, daß, so wie der Magnet in das Eisen wirket, er auch eben so alle martialische Krankheiten an sich ziehe, auch gegen die fallende Sucht und alle krampfhafte Zufälle heilsam sey. Zu den martialischen Krankheiten zählt er alle Flüsse der Frauen, alle Flüsse des Stuhlgangs, eine jede Krankheit, die sich von ihrem Mittelpunkt im Zirkel dilatirt, u. s. f. Er räth, den Magnet auf das Centrum zu legen, von dem die Krankheit ausgeht; u. s. f.

Hätte der sel. Lessing das weit größere Aufsehen noch erlaubt, welches der thierische Magnetismus in den letzten Jahren gemacht hat: so würde er vielleicht die Untersuchung über die ehemaligen Meynungen von der medicinischen Kraft des Magneten, die man auch seitdem verschiedentlich angestellt hat, noch weiter verfolgt haben.

Joh. Dan. Major. Die Schriften dieses Mannes, welcher als Professor der Medicin in Kiel 1693 starb, verdienen zum Theil, wegen ihres sonderbaren Inhalts, alle Aufmerksamkeit. Seine Seefahrt nach der Neuen Welt habe ich selbst; aber seinen Genius

Errans, s. de Abusu in scientiis, Kiliae, 1678. 8. muß ich zu bekommen suchen. Die Rezension im Journal des Savans des Jahrs 1679 macht mich darauf begierig.

Die weitläufigste Nachricht von ihm und seinen Schriften findet man in Molleri Cimbria Litterata, T. II. p. 504 ff. Er starb aber nicht zu Kiel, sondern zu Stockholm, wohin er entweder von selbst gereiset, oder wegen der Krankheit der Königin Ulrike Eleonore, die kurz vor ihm starb, war gerufen worden. Er ist auch wegen verschiedner medicinischer, physischer und chirurgischer Erfindungen merkwürdig, von welchen Moller gleichfalls die vornehmsten anführt. Seiner Schriften ist eine zahlreiche Menge. Die Seefarth nach der Neuen Welt, ohne Schiff und Segel, mit einer lateinischen Zugabe, de Imaginibus Rerum intra oculum inversis, kam zuerst zu Kiel, 1670, 4. ohne seinen Namen, und hernach mit demselben, ebendas. 1683, 12. heraus. Er läßt darin den Dädalus in eine bisher unbekannte Welt reisen, und einen Pallast mit mehr als hundert Zimmern antreffen, welcher ein Bild der Gelehrsamkeit, und so vieler, vorzüglich medicinischer und mathematischer Wissenschaften seyn soll. — Sein Genius Errans, s. de Ingeniorum in Scientiis

Abusu Diss. kam zu Kiel 1677, 4. heraus; mit der angehängten Abhandlung des Menzini, de litteratorum hominum invidia. Jene Abhandlung enthält sehr richtige Ideen über die Nothwendigkeit einer vorläufigen Kenntniß von der Natur, dem Inhalte, und der Geschichte aller Wissenschaften, die der Verfasser in dieser Absicht alle durchgeht, wobey er denn gelegentlich viel Sonderbares und Merkwürdiges anbringt, was vornehmlich zur Geschichte der Kunsterfindungen und chymischer Versuche gehört.

Geo. Malvasia. Verfasser der Lebensbeschreibungen bolognesischer Mahler. Winkelmann's Urtheile nach, war er ein Mann ganz ohne alle Empfindung des Schönen. (Von der Fähigk. der Empf. des Sch. in der Kunst, S. 5.) — Er nennt den Raphael einen urbinatischen Hafner, nach der pöbelhaften Sage, daß dieser Gott der Künstler Gefäße gemahlt habe, welche die Unwissenheit jenseits der Alpen als eine Seltenheit aufzeigt; und sagt, daß die Caracci sich durch die Nachahmung des Raphael verdorben hätten.

Zufolge der Nachricht, die ich in Orlandi Notizie degli Scrittori Bolognesi (Bologna, 1714. 4.) p. 80, finde, ist der Graf Carlo Cesare Malvasia, der

Philosophie, der Rechte und der Theologie Doktor, u. s. f. in einem Alter von 77 Jahren im J. 1693 gestorben. In der Musik, Baukunst, Mahlerey, Sternkunde und Poesie besaß er vorzügliche Geschicklichkeit. Seine Schriften findet man dort umständlich angeführt. Am bekanntesten von ihm sind die oben gedachten Lebensbeschreibungen bolognesischer Mahler, unter dem Titel: Felsina Pittrice, Vite e Ritratti di Pittori Bolognesi, Libri IV in due Tomi; Bologna, 1678. 4. Er widmete sie Ludwig XIV, der ihm dafür sein mit Brillanten besetztes Bildniß schenkte. Winkelmann nennt ihn am angef. Orte einen Schwätzer. Wider sein hartes und unbilliges Urtheil über Raphael und Don Vincenzio Vittoria Osservazioni — — per difesa di Rafaele da Urbino, dei Caracci, e della loro Scuola, zu Rom 1679, 4. heraus; wogegen Lettere familiari in difesa del Conte Carlo Cesare Malvasia circa la Felsina Pittrice, zu Bologna 1705. 4. von Giov. Pietro Zanotti erschienen. — Uebrigens weiß man, daß die bemahlten irdenen Gefäße und Geschirre, die von manchen dem Raphael beygelegt werden, und deren in dem Herzogl. Kunst- und Naturalienkabinete zu Braunschweig ein sehr ansehnli-

cher Vorrath ist; gewiß nicht von Raphael's Hand, sondern nur aus seiner Schule, schwerlich aber von seinen besten und berühmtesten Schülern, sind.

Mahlerey. Die Schriftsteller von dieser Kunst unter den Alten sind sämmtlich verloren gegangen; unter den Namen ist Leo Baptista de Albertis (s. oben) als der erste anzusehen. Nur zwey oder drey von ihnen haben sich um die Kunst verdient gemacht. Unter diese aber gehört weder Pietro da Cortona, noch Poussin. S. Winkelmann v. Nachahmung der Griech. Werke, S. 70.

Eben daselbst gedenkt Winkelmann, S. 120, der Idée de la Peinture par Chambray; au Mont, 1662. 4. und sagt, daß es eine seltne Schrift sey. — Ist dieß nicht vielleicht der Abbé de la Chambre, Curé de St. Barthelemy, welcher das Leben des Ritters Bernini herausgeben wollen, wovon er auch schon im Voraus 1684 die Vorrede drucken ließ, unter dem Titel Préface pour servir à l'Histoire de la Vie & des Ouvrages du Chevalier Bernini? Diese Vorrede, sagt Monville, in seinem Leben Mignard's (Pref p. XLVI), ist gegenwärtig äußerst selten. Bayle, setzt er hinzu, gab einen Auszug davon, und lob-

te sie in den Nouvelles de la Republ. de Lettres, Sept. 1685. Aber die Geschichte selbst ist nicht herausgekommen. a).

Unter diesem Artikel will ich mir auch alle die Nachweisungen, die Mahlerey betreffend, sammeln, welche ich hie und da finde, und aus Unkenntniß oder Mangel der Bücher nicht habe nachsehen können; z. E. aus M. Joh. Friedr. Züngers Disp. de Inanibus Picturis; hab. Lips. 1679. 4.

Joseph Scaliger, Epist. L. III. ep. 133; ubi de singularibus picturis Christianorum quaedam habet.

Camerarius ad Tusculan. p. 21, ubi de imperfectione artis pingendi ante Dureri et Lucae tempora agit.

De Durero v. Opmeer, Chronogr. p. 755; et de aliis praestantibus pictoribus in Hollandia, ibid. p. 706. Dieß ist des Petr. Opmeer, eines Holländers aus dem vorigen Jahrhunderte, Opus Chronographicum Orbis Universi.)

De Dureri artificiosissima pictura v. Joseph. Rosaccerum in Prospectu Mundi, p. 9.

Vossius de Progressu Idololatriae, L. III. c. 46. — Idem de ἐγκαυστική, L. IV. de Idololatr. c. 91.

Aus eben dieser Dissertation lerne ich auch des Jesuiten Joh. Molani Libb. II. de picturis et imaginibus sacris, und des Jesuiten Masenii Speculum Imaginum kennen, die ich beyde wohl bey Gelegenheit einmal durchblättern muß. b).

Vom dem thebanischen Gesetze für die Mahler, εἰς το κρειττον μιμεισθαι, habe ich meine Meynung im Laokoon gesagt. Riedel hat Einwürfe dagegen gemacht, wider welche mich ein Ungenannter (ich glaube, Hr. Prof. Morus,) in dem letzten Stücke der Neuen Bibliothek d. sch. W. vertheidigt hat, wo Riedel's Theorie rezensirt wird. — In der vorhin angeführten Dissertation von Jünger wird dieses Gesetzes auch gedacht, und Jünger macht den Zusatz: qualis etiam lex apud Aegyptios viguit; vid. Muret. ad Nicomach. p. 249. Dieß wäre nachzusehen.

Mit diesem thebanischen Gesetze ist auch eine Stelle beym Cicero (de Oratore, L. II) zu vergleichen: Valde autem ridentur etiam imagines, quae fere in deformitatem aut in aliquod vitium corporis ducuntur, cum similitudine turpioris.

Ich finde, daß Vettori (de septem Dormient. p. 22,) das thebanische Gesetz eben so, wie ich, verstanden hat, wo er diese

Stelle des Cicero anführt, und hinzusetzt: de hoc abusu alibi loquuti sumus, lege Thebanorum mulcta pecuniaria coërcito. — Sed aliud est, ingeniose abuti arte pictoria, aliud praeclare pingendo ex imperitia deficere. c)

Von der Mahlerey auf Leinewand schreibt Winkelmann in der Gesch. d. Kunst, S. 395: „Es ist besonders, daß unter dem Nero zuerst auf Leinewand ist ge„mahlt worden, bey Gelegenheit seiner Figur „von hundert und zwanzig Fuß hoch." Er beruft sich dabey auf den Plinius; und ich weiß, daß Harduin und mehrere den Plinius nicht anders verstanden haben. Die Stelle ist diese: Et nostrae aetatis insaniam ex pictura non omittam. Nero Princeps jusserat Colossum se pingi CXX pedum in linteo; incognitum ad hoc tempus. Mir scheint es, daß Harduin und Winkelmann die ersten Worte dieser Periode nicht recht verstanden haben. Die Naserey, deren man sich in der Mahlerey zur Zeit des Plinius schuldig machte, war eben das, was er eine sonst unerhörte Sache nennt. Diese aber bestand nicht in der Materie, sondern in der Größe der Fläche; auf welcher gemahlt wurde. Nicht die Leinwand, sondern das Kolossalische, machte

das Neue, machte die Raserey aus, auf welche der kleine gigantische Stolz des Nero fiel. d).

Gemahlte Kleider, gemahlte Vorhänge, von allerley Arten des Stofs, waren in den alleraltesten Zeiten bekannt. Man glaube nicht, daß ich mich durch die Zweydeutigkeit des Worts pingere verführen lasse, durch welches die Lateiner auch die Kunst Bilder in den Zeug zu sticken, zu wirken, andeuteten. Die Aegypter verfertigten gemahlte Kleider im eigentlichen Verstande; und obschon die Kunst, wie sie dieselben verfertigten, mehr Färberey als Mahlerey war, so mußte doch die Mahlerey dazu Gelegenheit gegeben haben. Sie müssen Anfangs ihre Zeuge wirklich mit dem Pinsel gemahlt haben, ehe sie auf den kürzern Weg, die Gemählde darauf auf Einmahl hervorzubringen, kommen konnten.

Von einer solchen Art zu färben ist vielleicht die Stelle beym Petron zu verstehen, gleich zu Anfange seines Fragments in der Deklamation des Enkolpius: Pictura quoque non alium exitum fecit, postquam Aegyptiorum audacia tam magnae artis compendiariam invenit. Wenigstens hat sie Don Fonseca y Figueroa in seinem Buche de Pictura Veteri (aus der Stelle des Plinius, L. XXXV. c. XI:

B. VII, S. 47, wird hingegen die Lessingische Deutung dieses Gesetzes, und der Worte Aelian's gerechtfertigt, weil das εἰς το χειρον offenbar dem εἰς το κρειττον entgegengesetzt sey. Und freylich findet sich von dem sehr flachen Sinne, den Riedel dieser Stelle gab, keine Spur, so bald man die ganze Verbindung der Worte genauer ansieht. Scheffer bemerkt bey dieser Stelle, daß Vossius (de Graphice, §. 17.) sie von der Anständigkeit oder Unanständigkeit des Inhalts verstehe; er selbst aber nimmt sie von der Kunst, und deren größern oder geringern Vollkommenheit. Kühn glaubt, es liege beydes darin; und führt zur Erläuterung die Stelle des jüngern Plinius an: (L. V. ep. X.) Ut pictores pulchram absolutamque faciem raro, nisi in pejus, effingunt, ita ego ab hoc archetypo labor et decido. Dieß in pejus kommt mit dem εἰς το χειρον völlig überein; und in eben dem Sinne braucht es Horaz, L. II. Ep. 1. v. 263:

— — ac neque ficto
In pejus vultu proponi cereus usquam,
Nec prave factis decorari versibus opto.

Beyde Stellen kommen auch der Lessingischen Erklärung sehr zu Statten.

d) Die Erklärung, welche L. von der Stelle beym Plinius giebt: scheint mir die natürlichste und wahrscheinlichste zu seyn; denn daß die Mahlerey auf Leinewand lange vorher bekannt und üblich gewesen sey, leidet wohl keinen Zweifel. Dr. Ernesti nahm in s. Archäologie die Worte: incognitum ad hoc tempus, nur bloß von den Römern; und so auch Hr. Rambach in s. Gesch. d. Mahlerey unter den Griechen, (S. s. Versuche. Lit. Hist. S. 86.) der eine ähnliche Stelle des Plinius anführt, wobey man gleichfalls nicht an die erste Erfindung, sondern nur an die erste Einführung unter den Römern denken müsse: (L. XXXV. c. 1.) Coepimus et lapidem pingere; hoc Claudii principatu inventum. Indeß ist hier nicht sowohl von der Färbung der Steine überhaupt, sondern von der Nachahmung der natürlichen Farben des Marmors durch die Kunst die Rede, worauf man vielleicht ehedem noch nicht verfallen war.

e) Sollten nicht die Worte Petron's von der hieroglyphischen Schrift der Aegypter, die anfänglich noch bloß Mahlerey, nachher aber Abkürzung derselben war, und zuletzt in Buchstabenschrift überging, zu

verstehen seyn? Petron scheint mir nichts anders sagen zu wollen, als: die Mahlerey, die anfänglich das einzige Mittel war, Gegenstände dem Auge sinnlich und erinnerlich zn machen, habe sehr durch Einführung der Schriftzüge verloren, die ursprünglich nichts, als abgekürzte Mahlerey waren. Gonsalo de Salas meint hingegen, es sey von einer leichtern Art, die Mahlerey zn lehren, die Rede. Diese hätte aber doch wohl eher zur Aufnahme und Verbreitung, als zur Abnahme dieser Kunst beygetragen! — — Die Schrift des Fonseca y Figueroa de Pictura veteri, die de Gonsalas, als schon zum Druck vollendet, anführt, muß doch wohl herausgekommen seyn, weil Jöcher sie unter seinen Schriften aus des Antonio Spanischer Bibliothek mit anführt; auch steht sie in des Hrn. v. Murr Biblioth. de Peint. p. 255, ohne daß jedoch Zeit und Ort des Drucks nachgewiesen würden.

Jac. Manilli. Er hat eine Beschreibung der Villa Borghese zu Rom 1650. 8. herausgegeben, wovon Sigb. Haverkamp eine lateinische Uebersetzung verfertigte, die P. Burmann dem vierten Theile des achten Bandes des Thesauri Italiae einverleibt hat. — So sorgfältig Manilli in dieser Beschreibung gewesen ist, so hat er

doch drey sehr merkwürdige Antiken, die sich in dieser Sammlung befinden, nicht mit angeführt. S. Winkelmann, Gesch. d. K. Vorr. S. XIV.

Manilli war Bettmeister, oder Garderobeinspektor auf dieser Villa, wie er in der Zuschrift an Joh. Bapt. Borghese selbst sagt.

Die Beschreibung selbst ist ziemlich kurz und trocken; die alten und neuen Kunstwerke werden selten mehr als namhaft gemacht. Doch hat er die vornehmsten alten Inschriften mitgetheilt, worunter sich einige befinden, die beym Gruter nicht vorkommen. Dagegen aber führt auch M. andere verstümmelt an, die man dort vollständiger antrift, wie Haverkamp dieses bey seiner Uebersetzung fleißig angemerkt hat.

Mannichmal scheint dieser jedoch im Uebersetzen zweifelhaft gewesen zu seyn, in welchem Falle er die italiänischen Worte mit beyfügt; manchmal behält er auch diese letztern bey, ohne sie zu übersetzen. Z. E. S. 8. „Hortus secretus, qui de' Melangoli dicitur." In der Anmerkung setzt er zwar hinzu: Ita, credo, adpellantur mala Medica oder Citrea heissen Citronen; Melangoli aber Aurantia, Pomeranzen. Noch mehr irrt er sich S. 12 mit dem Worte rabbesco, welches er durch picturam hie-

roglyphicam übersetzt. Es ist so viel als arabesco, groteskes, arabeskes Laubwerk, in dergleichen dort beym Manilli Gryphe geflochten waren. Es müßte denn seyn, daß H. hier des Pignorius Meynung im Sinne gehabt hätte, welcher die Arabesken von der alten ägyptischen Mahlerey herleitet. — Auch giebt er mehr als Einmal das Italiänische risalto, ein vorspringender Theil an einem Gebäude, durch excessus, da man es doch gewöhnlich, obgleich nicht im bessern Latein, protractio nennt. — Was S. 60, granitus dell' Elba für eine Art des Granits sey, weiß ich eben so wenig, als Haverkamp.

S. auch oben unter B. Villa Borghese.

Das italiänische Original dieser Beschreibung hat den Titel: Villa Borghese, fuori di Porta Pinciana, descritta da Jacomo Manilli Romano, Guadarobba di detta Villa. In Roma, 1650. 8. pp. 175. — Manilli bestimmte diese Beschreibung, wie er in der Zueignungsschrift sagt, zum Gebrauch der Fremden, und zugleich zur Aufbewahrung des Andenkens der vielen Merkwürdigkeiten der Kunst, an welchen diese Villa so reich ist. Gegenwärtig möchte sie aber freylich nicht mehr den Fremden zur Anleitung dienen können, da Herr v. Ramdohr, der in seinem mehrmals angeführten schätzbaren

Werke, B. 1. S. 311 ff. eine geschmackvolle Beschreibung dieser Villa giebt, selbst von der Volkmannischen, im zweyten Bande der Nachrichten von Italien, S. 861 ff. erinnert, daß sie durch die neuern Einrichtungen beynahe unbrauchbar geworden sey.

Die drey Antiken, welche Winkelmann in diesem Buche vermißt, sind: die Ankunft der Penthesilea beym Priamus; die abbittende Hebe; und ein schöner Altar, an dem Jupiter auf einem Centaur reitet.

Die zuletzt berührte Stelle steht im Original S. 162: Sopra due fineſtre, che ſtan da i lati della porta, ſon poſte ſù piedeſtalli quadri di pietra, due Guglie piccole di granito dell' Elba. Wahrscheinlich von der Insel Elba.

Marbodus. Bischof zu Rennes in Bretagne, in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Seine Werke hat Beaugendre mit den Werken seines Zeitgenossen, des Erzbischofs von Tours, Hildebertus, zu Paris 1708 in Folio herausgegeben. Er erhält eine Stelle in meiner Literatur bloß wegen seines Liber Lapidum, eines Gedichts in lateinischen Hexametern, worin er sechzig Edelsteine nach ihren Eigenschaften und Kräf-

ten beschreibt. Es ist zuerst unter verschiedenen andern Werken des Marbodus 1524 zu Rennes, Redonis, apud Joannem Maçé, Bibliopolam, jussu Yvonis Redonensis Episcopi, gedruckt worden; und das einzige Exemplar, welches Beaugendre von dieser Ausgabe noch auftreiben konnte, ist in der Bibliothek des Mazarinischen Kollegii zu Paris. Hierauf ist es Friburgi, 1531, cum scholiis Pictorii Willigensis herausgekommen; und wiederum 1539, cum commentariis Alardi Amstelodamensis. Endlich fügte es Gorläus im J. 1695 seiner Daktyliothek bey. Die Ausgabe des Beaugendre ist aus der Vergleichung verschiedner Handschriften entstanden, und hat einige noch ungedruckte Zusätze gleichen Inhalts, auch eine alte französische Uebersetzung in Versen, welche B. aus einer Handschrift S. Victoris genommen, der er ein Alter von 600 Jahren zuerkennt, und die also mit dem Verfasser gleichzeitig, oder doch fast gleichzeitig seyn würde.

Gesner sagt in seiner Bibliothek, daß dieses Gedicht vom Vincentius, vom Albertus, und andern dergleichen Schriftstellern, unter dem Namen eines Liliarii oder Lapidarii angeführt werde; auch wohl unter dem Namen des Evax; nicht zwar, als ob Marbodus den Zunamen Evax

geführt hätte, wie Baläus und Pitsäus vorgeben, sondern weil es anfängt: Evax rex Arabum etc. (S. oben den Art. Evax.)

Marbodus sagt selbst, daß sein Gedicht nur ein Auszug aus dem größern Werke des Evax sey:

Hoc opus excipiens dignum componere duxi
Aptum gestanti forma breviore libellum,
Qui mihi praecipue paucisque pateret amicis.

Warum soll man ihm nicht glauben, daß ein altes Werk unter dem Namen des Evax vorhanden gewesen sey? Warum soll er allein diesen ganzen Betrug geschmiedet haben?

Unter den übrigen Gedichten des Marbodus hat Beaugendre vieles mit unterlaufen lassen, welches Marbodus eben so wenig gemacht hat, als ich; z. E. das Epigramm auf einen Neidischen, welches sich anfängt:

Rumpitur invidia quidam, carissime Juli,
Quod me Roma legit, rumpitur invidia etc.

Dieß ist ganz aus dem Martial; (L. IX. ep. 99.) nur daß die Zeilen, in welchen Martial von dem jure trium liberorum spricht, welches ihm Titus und Domitian

geschenkt hatte, weggelassen sind, die sich freylich auf einen Bischof nicht recht paßten.

Die Schriftsteller, welche vom Marbodus Nachricht ertheilen, findet man in Saxii Onomast. Lit. T. II. p. 201. f. nachgewiesen, wozu man noch die Hist. Lit. de la France, T. X. p. 343, hinzu setzen kann. Er wird bald Marbodus, bald Marbodeus, bald auch, aber am unrichtigsten, Merobaudes, genannt. Dieser letztere, war ein andrer, und einer der spanischen Scholastiker. Unser Marbodus wurde ums das J. 1035 geboren, und starb im J. 1123. Die zu Rennes besorgt erste Ausgabe seiner Werke soll einige Gedichte, auch das von den Edelsteinen, und sechs Briefe enthalten. Die Ausgabe des Gedichts vom Piktorius, die noch in eben dem Jahre zu Paris nachgedruckt wurde, hat als Anhang ein kurzes Gedicht des Piktorius selbst, unter dem Titel: Querela, quod inter lapides pretiosos molaris lapis tacetur. In den Anmerkungen ist viel Gutes, besonders zur Spracherläuterung. Eine zweyte Ausgabe von Piktorius hat den Titel: Dactyliotheca, und ausser jenem Anhange noch ein Gedicht de cote; Basil. 1555 8. und diese ist zu Braunschweig, 1740. 8. wieder abgedruckt worden. Auch findet man dieß Gedicht bey

des Cornarius Ausgabe des Macer de Materia Medica; Francof. 1540. 8. Denn einige haben es dem Macer beygelegt, und es für dessen fünftes Buch gehalten. — Die Ausgabe des Beaugendre von dem Gedichte des Marbodus weicht von der des Piktorius auch darin ab, daß dieser die ein und sechszig Abschnitte, in welche das Ganze getheilt ist, anders, nämlich alphabetisch, ordnete, oder sie vielleicht so geordnet vorfand, und daß in dieser letztern das Gedicht den Titel: Enchiridion, hat. Aus der sehr alten, vom Beaugendre beygefügten, französischen Uebersetzung, oder vielmehr Umschreibung, will ich doch den Anfang zur Probe mittheilen:

Evax fut un multe riches Reis.
Lu regne tint des Arabais.
Mult fut de plusiurs choses sages.
Mult aprist de plusiurs langages.
Les sept arts sut, si en fut maistre.
Mult fut poischant et de bon estre.
Grans tresors ot d'or e d'argent,
E fut larges a tuite gent. etc.

Mathematik. Ich habe verschiedne Beyspiele angemerkt, in welche lächerliche Fehler witzige Köpfe verfallen, wenn sie ganz und gar nichts von der Mathematik wissen. Eins davon kommt im Gil Blas vor, (L. II. ch. 4.)

wo Gil Blas bey dem Doktor Sangrado ist, und unter ihm praktisirt. Sangrado schickte ihn zu den Kranken, die er selbst nicht besuchen wollte, unter der Bedingung, ihm drey Viertheile abzugeben. Gil Blas thut das auch, und sagt: J'avois lieu d'être content de mon partage, puisqu'ayant dessein de retenir toujours le quart de ce queje recevois en ville, et touchant encore le quart du reste, c'étoit, si l'Arithmétique est une science certaine, la moitié du tout, qui en révénoit. Die Arithmetik wäre eine sehr ungewisse Wissenschaft, wenn das wahr wäre. Es war gar nicht möglich, daß Gil Blas auf diese Weise die Hälfte von dem ganzen Verdienste bekommen konnte.

Johannes Matthäus. Man hat von ihm ein kleines Buch: De Rerum Inventoribus; und er lebte zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Seine Schrift war der bloße Grundriß zu einem größern Werke; und Augustus Justinianus, Episcopus Nebiensis, gab es zuerst zu Paris im J. 1520 heraus. Zu Hamburg ist es 1613 mit dem Gedichte des Antonius Sabellikus de rerum et artium inventoribus in Oktav wieder aufgelegt worden. Matthäus war aus dem Gebiete von Luna gebürtig. Von diesem seinen Geburtslande sagt Justinian in der Vorrede:

Luna Hetruriae urbs eſt, olim et portus nobilitate, et ſe ipſa celebrata, nunc vero ruinarum tantum magnitudine conſpicua, in quibus quotidie effodiuntur marmorea complurima monumenta, quae facile teſtentur, quanta alias fuerit. Portus autem, qui natura, non etiam arte poſitus eſt, ſua in dignitate usque ad hunc diem perſeverat, Lunae ſolum nomine in Veneris, aut in Sancti Venerii, ut quibusdam placet, commutato. — Matthäus hatte auch ein Werk de Mulieribus claris hinterlaſſen, welches Giuſtiniani gleichfalls herausgeben wollte. Ich weiß aber nicht, daß es geschehen wäre. Im Jöcher finde ich dafür ſeine Gedichte angeführt, die Joh. Auratus 1576 zu Paris ſoll herausgegeben haben.

Das Gedächtniß des Matthäus verdient in meiner Literatur erhalten zu werden, weil ich ihm verſchiedne Nachrichten von Erfindungen zu danken habe. Auch iſt er älter, als Polydorus Vergilius und Sardus, welche über eben dieſen Gegenſtand geſchrieben haben. Dieſe haben ſich auch nur, ſo viel ich mich erinnere, auf die Erfindungen der Alten eingeſchränkt, da hingegen Matthäus auch verſchiedne Erfindungen der Neuern mit beybringt, die ich an ihrem Orte ausgezogen habe. (S. z. B. Blaſerohr, Ballon, Mühlen, Lichter, Auripelles, und mehrere Artikel.)

— Es wäre zu wünschen, daß er überall seine Währmänner angegeben hätte. Manches ist mir daher bey ihm sehr zweifelhaft; und bey manchen Dingen hat er sich in den Namen geirrt, oder sie sind falsch gedruckt.

Die Schrift des Matthäus de Rerum Inventoribus ist unvollendet, wie Giustiniani in der Zuschrift sagt, die Paris, 1520, datirt ist. Sie ist auch durchgehends nur mehr entworfen, als ausgeführt, und besteht aus 24 kurzen Kapiteln, denen in der Hamburger Ausgabe noch zwey Kapitel aus Wimphelingii Epitoma German. über die Erfindung der Schießgewehre und der Buchdruckerey beygefügt sind. — Bey dieser Gelegenheit will ich nur noch Theod. Jansfonii ab Almeloveen Rerum Inventarum Onomasticon, Amst. 1684. 8. in Erinnerung bringen, welches nicht nur viel vollständiger ist, als die Sammlung des Matthäus, sondern auch dadurch brauchbarer und vorzüglicher, daß es bey den Angaben der Erfindungen die Quellen besser nachweist.

Medaillen. Daß auch die Alten Medaillen oder Schaumünzen gehabt haben, welche nicht im Umlauf waren, sondern als Kunstwerke und Denkmäler von den Liebhabern aufbewahrt wurden, beweist L. 28 ff. de usufr.

Numismatum aureorum vel argenteorum veterum, quibus pro gemmis uti ſolent. Aber ganz falſch iſt es, alle kupferne Münzen mit den Bildniſſen der Kaiſer, wie Erizzo (Diſcorſo ſopra le Medagl. degli antichi) will, zu ſolchen Medaillen zu machen.

Ob die ſigillaria, oder munera ſigillaritia indeß in ſolchen Medaillen beſtanden haben, möchte ich nicht ſo geradezu mit Rinken (S. 17) und Savot (Diſc. ſur les Med. ant.) behaupten; und eben ſo wenig, daß die Imagines Imperatorum, welche an den ſignis cohortium hingen, ſolche Schaumünzen geweſen ſind.

In dem Kabinet des Königs von Frankreich iſt ein goldner Poſthumius, der zwölf Dukaten wiegt; und in dem kaiſerlichen zu Wien ein goldner Gratianus, der funfzig Dukaten ſchwer iſt, wie Rink ebendaſ. anführt. — Die kupfernen Schauſtücke aber ſind ungleich häufiger; doch iſt auch von ihnen keine ganze Kaiſerfolge zu machen. Die ſeltenſten darunter ſind die vom Auguſt, und die häufigſten die vom Hadrian.

Es iſt wohl ausgemacht genug, daß die alten Griechen und Römer auſſer den gangbaren Münzen auch Medaillons, oder Schaumünzen gehabt haben, wenn ſichs gleich nicht mit Zuverläſſigkeit beſtimmen läßt, ob, und in wie fern auch dieſe letztern

ehedem in Umlauf gebracht sind. Man sehe darüber die Reflexions sur le Caractére & sur l'Usage des Medaillons antiques, par Mr. Mahudel, in der Hist. de l'Acad. des Inscr. éd. d'Amst. T. IV.p. 414 ff. Ihre nächste Bestimmung war vielleicht, Probemünzen (testimonia probatae monetae) zu seyn, oder Geschenke bey feyerlichen Gelegenheiten abzugeben; und die missilia, welche die römischen Kaiser bey den öffentlichen Spielen unter das Volk warfen, scheinen wohl allerdings dergleichen Schaumünzen gewesen zu seyn; die sigillaria hingegen waren vielmehr Geschenke von kleinen Bildern und Statuen. Die an den Fahnen der römischen Cohorten befindlichen kleinen Schilde (clypei signorum; auch pilae, nach dem Isidor;) auf welchen anfänglich die Bildnisse der Götter, und nachher seit dem August die Bildnisse der Kaiser standen, waren wohl freylich ihrer ersten Bestimmung nach keine Münzen; doch scheinen ihrer einige in die neuern Münzsammlungen mit gekommen zu seyn. — Das vornehmste Abzeichen der Schaumünzen ist wohl in der über das gewöhnliche hinaus gehenden Größe, Schwere und Kunst des Gepräges zu suchen; denn das von manchen angegebne Kennzeichen, die Weglassung der Buchstaben S. C. auf den römischen Schau-

stücken, ist nicht durchaus zutreffend. — Die kupfernen Denkmünzen sind gewöhnlich am größten, und am schönsten gearbeitet. Zuweilen sind sie von zweyerley Metall; der innere Theil Kupfer, und der Ring, oder die Einfassung Bronze; oft auch umgekehrt. Vor dem Hadrian finden sich ihrer nicht viele; mehrere aber von diesem Kaiser bis auf den Posthumius; und wieder nach diesem letztern sehr wenige. — Uebrigens giebt es wenige römische Medaillons, deren Gepräge man nicht auf den kleinern, gangbaren Münzen wiederhohlt fände, welches bey den griechischen der Fall nicht ist. Auch sind jene ungleich dicker, als diese. — Selbst in den reichsten Münzsammlungen findet man immer nur wenige eigentliche Medaillons; nur die Königin Christina von Schweden war so glücklich, ihrer dreyhundert zu besitzen; und in der so reichen, und in ihrer Art einzigen Münzsammlung des Königs von Frankreich sollen sich jetzt sogar an die zwölfhundert befinden. — Die kupfernen Schaustücke vom August sind allerdings sehr selten, und werden in England mit 10 Pf. Sterl. bezahlt. — Vergl. Essay on Medals, p. 96. 293.

Mediceische Venus. Ein französischer Schriftsteller, den Winkelmann anführt,

hat sie mit einer Habichtsnase gebildet finden wollen. S. von der Nachahmung Griech. Werke, S. 124; wo aber die Anführung des Journal des Savans unrichtig ist.

Winkelmann führt dieß Urtheil aus einem Buche an, das den Titel hat: Nouvelle Division de la Terre par les differentes espèces d'hommes; und bezieht sich dabey auf das Journal des Sav. l'an 1604, Avr. p. 152. Freylich aber war im J. 1604 noch an kein Journ. des Sav. gedacht. Aber es verlohnt sich der Mühe nicht, die es kosten würde, diese Nachweisung zu berichtigen.

Meilenzeiger. C. Gracchus primus instituit, ut miliaria lapidibus signarentur. Dieses finde ich beym Matthäus (de rer. invent. p. 21.), aber auf wessen Zeugniß sagt er es?

Es ist Plutarch, der in dem Leben des Cajus Gracchus (Vit. Parallel. ed. Bryan. Vol. IV. p. 389.) dieser Veranstaltung mit folgenden Worten gedenkt: Προς δε τουτοις διαμετρησας κατα μιλιον ὁδον πασαν (το δε μιλιον ὀκτω σταδιων ὀλιγον ἀποδει) κιονας λιθινους σημεια του μετρου κατεστησεν. ἀλλους δε λιθους ἐλαττον ἀπεχοντας ἀλληλων ἑκατερωθεν της ὁδου διεθηκεν, ὡς εἰη ῥαδιως τοις ἱππους ἐχουσιν ἐπιβαινειν ἐπ᾽ αὐτων,

ἀναβολεως με δεομενοις. „Er ließ ausserdem auch die ganze Landstraße nach Meilen ausmessen, davon jede beynahe acht Stadien enthält, und sezte, zur Bezeichnung des Maaßes, steinerne Säulen. Auch ließ er andre Steine hier und da in kleinern Zwischenräumen an den Landstraßen errichten, auf welchen die Reitenden, die keine Bediente bey sich hatten, um ihnen aufzuhelfen, desto bequemer zu Pferde steigen konnten.“ — Das der Kaiser August auf dem römischen Markte einen Hauptmeilenzeiger errichten ließ, ist bekannt. Auch giebt es noch verschiedne Ueberreste von solchen, gewöhnlich mit Inschriften versehenen, columnis milliaribus. S. z. B. die Explication d'une Colonne milliaire trouvée près de Soissons, in der Hist. de l'Acad. des Inscr. éd. d'Amst. T. II. p. 379; und die Erklärungen von zwey andern, ebendas. S. 383, und T. V. p. 217.

MENISCI. De Meniscis, seu circulis Christi et sanctorum capitibus apponi solitis, v. Ciampinus, Vett. Monumentt. Gap. XIV. quorum originem accersit cum Pignorio et Kirchero a gentilibus, qui Caesaribus, Heroibusque aliis hac ipsa nota divinitatem adscripsere; rejecta Salmuthi sententia, meniscos erroribus pictorum

tribuente, qui tegumenta ad avium stercora submovenda statuis superimposita in pictis etiam imaginibus adhibuerint.

Woher die obige Stelle genommen ist, weiß ich nicht sogleich anzugeben. Die hieher gehörigen Worte des Ciampini aber sind am angef. Orte folgende: Quod vero antiqua Christiana pietas Sanctorum capita hujusmodi radiantibus lineis insignire studuerit, sive in statuis, sive in picturis, opinantur nonnulli, non ex eo ortum esse, quod veteres doctrinam, vitae excellentiam, et gloriae typum, in saxis tabulisque posteritati consignare voluerint; sed antiquarum potius statuarum exemplo, quibus opificum studio addebantur lunulae quaedam seu patellae, ob longe alienam caussam, nempe ut supra capita aptatae, contra avium sordes et stercora pro tegumento inservirent. Aperte id innuit Aristophanes in Avibus:

Ἠν δε που δειπνητε, πρηγορεωνας ὑμιν πεμψομεν.
Ἠν δε με κρινητε, χαλκευεσθε μενισκους φορειν,
Ὡσπερ ἀνδριαντες.

In der Folge beruft sich Ciampini auf den Pignorius, Kircher, u. a. m.; auch auf alte Münzen und andre Kunst-

werke, wo dergleichen Glorien und Strahlenkronen vorkommen. Kircher nämlich (T. II. Oedip, Aegypt. Cl. 7. p. 87. f.) leitet den Gebrauch eines solchen Zirkels, zur Andeutung der Gottheit und größern Heiligkeit, von den Aegyptern her.

Metastasio. In seiner Jugend hieß er Trapassi. — Mir hat Finazzi erzählt, daß die Didone Abbandonata, die 1725 zuerst zu Venedig aufgeführt wurde, gewissermaßen die eigne Geschichte des Metastasio gewesen sey, die er mit der Romanina, der berühmtesten damaligen Sängerin in Italien, gehabt hatte. Die Romanina hatte sich in ihn verliebt, und als M. nach Wien berufen wurde, wollte sie ihm, einige Zeit darauf, dahin folgen. Metastasio aber besorgte, daß sie ihm unangenehme Händel in Wien machen, und dort seinem Rufe nachtheilig werden möchte, indem sie mit einem gewissen Poeten und Musikus, Bulgarelli, verheirathet war, und wirkte bey Hofe einen Befehl aus, der ihr unterwegs entgegen geschickt wurde, und ihr verbot, das kaiserliche Gebiet zu betreten. Die Romanina wurde darüber rasend, und wollte sich in der ersten Wuth das Leben nehmen, verwundete sich auch die Brust mit einem Federmesser. Die Wunde war zwar nicht tödtlich; sie starb aber doch nicht

lange darauf aus Gram und Verzweifelung. Dem ungeachtet vermachte sie dem Metastasio die Hälfte ihres ansehnlichen Vermögens, und die andre Hälfte ihrem Manne. Aber M. weigerte sich, das Vermächtniß anzunehmen, und machte dem Manne ein Geschenk damit.

Die erste Oper, von Metastasio gearbeitet, sagte mir Finazzi, sey die alte Oper Siface gewesen, von der er die Worte umgeschmolzen habe. Sie ist aber nie unter seinen Werken gedruckt worden. Auch habe ihm Bulgarelli bey seinen ersten Opern viel geholfen. Das Subjekt des Siface ist ungefähr das nämliche mit dem Essex.

Dieser große, und in seiner Art einzige Operndichter starb zu Wien, den 12. April, 1782. Von seinen Lebensumständen lieferte Herr von Retzer eine Skizze, die einzeln in eben dem Jahre, und auch im Deutschen Museum, 1783 Febr. S. 118 ff. gedruckt wurde. S. auch J. A. Hiller, über Metastasio und seine Werke; Leipz. 1786. gr. 8.; und am ausführlichsten die Vita dell' Abate Pietro Metastasio, scritta dall' Avvocato Carlo Christini, die zuerst im ersten Bande der zu Nizza besorgten Ausgabe seiner Werke, und hernach auch in dem 1787 erschienenen vierzehnten Bande der bekannten Turiner Edi-

tion abgedruckt ist. Gravina, der ihn als Knaben zu sich nahm und erzog, veranlaßte die Vertauschung seines Geschlechtsnamens Trapassi mit dem gleichbedeutenden Griechischen, Metastasio. In seiner Jugend war er einer der fertigsten Improvisatoren. Cristini führt das Trauerspiel Giustino als die erste drammatische Arbeit an, welche M. unter Gravina's Aufsicht schon in seinem 15ten Jahre verfertigte. Die Didone Abbandonata aber wurde erst im J. 1724, nach der Musik des Domenico Sarri zu Neapel, nicht zu Venedig, zuerst aufgeführt, und eben daselbst in dem nähmlichen Jahre zuerst gedruckt; und die Romanina selbst sang darin die Rolle der Elisa mit dem größten Beyfall. Die obige Anekdote ist also dahin zu berichtigen, daß diese Sängerin, wie auch Mattei in seiner Lobschrift auf Jomelli sagt, dem Dichter die schönsten Situationen in dieser Oper an die Hand gab, z. B. die der Eifersucht in der 14ten und 15ten Scene des zweyten Akts. Mattei beruft sich dabey auf das Zeugniß der Prinzessin di Belmonte, unter deren Schutz und durch deren Beförderung diese Oper entstand. Erst im folgenden Jahre, 1725, wurde sie zu Venedig gegeben, wohin man die Bulgarelli als erste Sängerin beru-

fen hatte, wohin ihr auch Metastasio folgte, und wo er das schöne Sonett an die Damen von Venedig schrieb, um ihr Mitleid gegen die arme Elisa aufzufodern. Man findet es in der Turiner Ausgabe, T. VI. p. 433; und es schließt mit dem Terzet:

Mi basta sol, che in riveder divisa
Dal Frigio pellegrin la Tiria figlia,
Dica alcuna di voi: povera Elisa!

Erst im folgenden Jahre, 1726, wurde die alte Oper Siface, auf Bitte des Kapellmeisters Porpora zu Venedig, vom M. umgearbeitet, so, daß sie fast völlig seine Arbeit wurde, und Quadrio sie ihm schlechthin beylegte. Man hat sie jetzt im 13ten Bande der Turiner Ausgabe, S. 1 ff. mit abdrucken lassen. Bald darauf ging Metastasio mit der Bulgarelli und ihrem Manne nach Rom, wo sie mit den Angehörigen des M. nur eine Haushaltung führten. Im J. 1729 erhielt er den Ruf nach Wien, da ihn sein Vorgänger, Apostolo Zeno selbst, dem Kaiser vorgeschlagen hatte, mit einem Jahrgehalt von 3000 Gulden. Es kostete dem M. sehr viel Kampf, sich so ganz von seinen bisherigen angenehmen Verhältnissen loszureissen. Die Romanina foderte ihn indeß selbst auf, den Antrag anzunehmen; aber erst im J. 1730 ging er nach Wien. Cristini gedenkt mit

keinem Worte des Vorhabens jener Sängerin, ihm dahin zu folgen, noch der geheimen Veranstaltungen des M., dieß zu verhindern, noch ihrer darauf erfolgten Verzweifelung. Vielmehr giebt er aus den Briefen des Dichters Beweise von seiner Untröstlichkeit über ihren Tod, und erzählt gleichfalls, daß sie ihm die Hälfte ihres ansehnlichen Verwögens vermacht habe, welche aber M. mit der rühmlichsten Großmuth ausschlug, und mit der andern Hälfte ihrem Manne abtratt.

Finazzi, der diese nur halb wahren Anekdoten dem sel. L. erzählte, war ein Kastrat und Komponist, der sich in und um Hamburg aufhielt. Man hat von ihm Fünf Italiänische Oden (von Metastasio) mit Melodien; Hamb. 1754. kl. fol. — Hagedorn hat seinen Namen in seinem Schwätzer aufbehalten, den er unter andern sagen läßt:

„Finazzi singet gut; doch ich kann besser singen."

Agostino Metelli. Ein Bologneser, und einer der berühmtesten Frescomahler. Er starb zu Madrit 1660. — „Fù egli, sagt Malvasia von ihm, (Felsina Pittrice, T. II. p. 414.) il primo inventore di quelle Perspettive, che per non voler regolare

con tanta ſtitichezza d'un ſolo punto, volle chiamare Vedute, che poi ſono ſtate ſeguite dal Santi, dall' Alboreſci, e più, e con maggior applicazione, e fortuna dal Monticelli, tutti ſuoi allievi.

Auch am ſpaniſchen Hofe hat Metelli, nach dem Berichte des Malvaſia, vieles al Freſco gemahlt, wohin er mit dem Angelo Michele Colonna berufen wurde. Vorzügliche Stärke beſaß er in der ſogenannten Ornament- oder Verzierungs-Perſpektiv, und in Architekturgemählden. In dieſer Art hat man auch einige radirte Blätter von ihm; auch hat ſein Sohn, Giuſeppe Maria, und Franceſco Curti verſchiedne ſeiner Zeichnungen geätzt, von dem man viele radirte Blätter hat, über welche Baſan in ſ. Diction. des Graveurs nachzuſehen iſt.

Miniatur-Mahlerey. Il dipingere a pinto di penello piccole imagini ſopra la carta pecorina. So erklärt ſie Lana; er hat aber Unrecht, wenn er ſagt, daß in dieſer Art von Mahlerey: non ci ſerviamo di biacca, mà facciamo, che l'iſteſſo candore delle carte ſenza toccarlo ſerva di biacca. Wenigſtens thun das die Miniaturmahler jetzt nicht mehr; weil die Weiſſe des Elfenbeins oder des Pergaments mit der Zeit gelb wird, und

die meisten Oerter niedrig bleiben würden gegen das Uebrige, wo die Farbe aufliegt.

Einer von den berühmtesten ältern Meistern in dieser Kunst ist Giulio Clovio, welcher 1578 starb. Sein vornehmstes Werk ist ein Breviarium in der königlichen Kunstkammer zu Neapel. — Zu Lana's Zeiten war auch der Padre Giov. Battista della Religion de' Servi sehr berühmt, von dem L. sagt, er habe den Clovio noch übertroffen. Diesen finde ich beym Füeßlin nicht.

Von Giulio Clovio, genannt Macedo, von dem Vasari (T. III. p. 849.) und aus ihm Füeßlin Nachricht giebt, wurde im J. 1498 zu Grisone in Slavonien geboren, und war ein Schüler des Giulio Romano. Das oben gedachte Brevier mahlte er im J. 1546 für den Kardinal Alessandro Farnese; und Vasari lobt es ungemein, besonders wegen einiger Figuren in Michel Angelo's Manier, und wegen der schicklich gewählten Einfassungen mit Grotesken. Albert Dürer stach nach seinen Arbeiten. Er starb zu Rom in dem oben angeführten Jahre. — Von dem P. Giov. Battista, dessen Zuname nicht angegeben wird, kann ich keine weitere Nachweisung geben.

Misogyn. Ich habe dieses Stück verfertigt, als ich die Fragmente Menander's studierte, und fand, daß er diesen Charakter in einem Stücke behandelt habe, welches Phrynichus την καλλιςην των κωμωδιων τȣ ἑαυτȣ nennt. Menander's Misogyn aber scheint ein noch verheiratheter Mann gewesen zu seyn, den alles ärgert, was seine Frau thut, und der weder an ihr, noch an irgend einer Frau in der Welt etwas Gutes wahrnehmen kann. Besonders ärgerte ihn ihr Aufwand, selbst der, den sie in Opfern und gottesdienstlichen Handlungen machte. Einem solchen Manne eine fromme, andächtige Frau zu geben, war ein Meisterzug von Menander. Er hatte ihm den Namen Simylos gegeben, wie aus den Fragmenten beym Stobäus erhellt. Aus einem derselben scheint mir noch zu erhellen, daß Simylos seine fromme Frau aufs Aeußerste gebracht habe, so, daß sie ihn zu verklagen schwört, wenn man nämlich die Worte beym Priscian:

— — — Ὀμνυμι
Σοι τον ἡλιον, ἡ μην ποιησειν γραφην
Σοι κακωσεως,

„Ich schwöre dir beym Sonnengott, daß ich „dich Injurien belangen will!“ der Frau in den Mund legen kann, wie man es denn mit aller Wahrscheinlichkeit darf. Denn κακωσεως δικη oder γραφη heißt eigentlich actio uxorum in viros, parentum in liberos, pupilla-

rumque in curatores pro injuria accepta. Ja zu dieser Klage scheint es sogar wirklich gekommen zu seyn, nach einem Fragmente im Suidas in dem Worte Παραςασις:

'Ελκει δε γραμματιδιον εκει σε διθυρον
Και παραςασις.

„trahit te illuc diploma et drachma depositi." Jenes γραμματιδιον διθυρον, quod duas plagulas habet, scheint die schriftliche Vorladung gewesen zu seyn; und παραςασις bedeutet die depositionem drachmae ab iis, qui de re privata inter se disceptarent.

Die wenigen Fragmente, die uns noch aus Menanders Misogyn übrig sind, den ich in Fabricii Biblioth. Gr. L. II. c. XXI. unter den verloren gegangenen Lustspielen dieses Dichters nicht mit angeführt finde, stehen in den von le Clerc (Amst. 1709. gr. 8.) herausgegebenen Menandri et Philemonis Reliquiis, p. 122 ss. Phrynichus (in Ecl. Attic.) sagt davon: Τι και τετῳ Μενανδρος την καλλιςην των Κωμῳδιων των ἑαυτε κατεκηλιδωσεν, ειπων, τι etc. Le Clerc bemerkt bey dieser Stelle: Menander multo melius sciebat, quae et ubi usurpandae essent voces, quam sexcenti Atticistae, quales Phrynichus et alii. — Die längste und vornehmste Stelle, die den mißvergnügten Simylos charakterisirt, findet sich beym Stobäus,

Tit. LXIX. Hier wird zwar der Name des Stücks nicht genannt; aber bey eben diesen Schriftsteller, Tit. CVIII. werden vier Verse aus dieser Stelle wiederholt, und dem *Μετογυνες* beygelegt.

Tabulae MITHRIACAE. Ausser den dreyen, welche Gronov den Gemmen des Agostino beygefügt hat, und die auch Tho. Hyde seiner Historiae Religionis veterum Persarum einverleibt hat, findet man noch drey andre in des Philipp a Turre Monumentis Veteris Antii (Romae, 1700. 4.), wovon die eine, welche auch die Acta Eruditorum (a. 1701. p. 264.) daraus mittheilen, nicht lange vorher bey Anzo ist gefunden worden. Von dem Dienste des Mithras, und desselben Aehnlichkeit mit dem Taurobolio, ist van Dalen in s. Abhandlung von diesem Opfer nachzusehen. (Dissertt. Amst. 1702. 4.)

Ich habe des a Turre Monumenta Veteris Antii selbst vor mir, worin er mit der darin erläuterten Inskription des M. Aquilius die tabulam Solis Mithrae verbindet, und im zweyten Theile, S. 157 ff. ausführlich de Mithra, ejusque tabulis symbolicis, handelt. (Man vergleiche damit Bergeri Spicilegium Antiquitatis, p. 97 ff. und Jo. Vignolii Diff. de Golumna Antonini, p. 174 f.) Von mehrern ähn-

lichen Tafeln s. ebend. S. 159. Phil. a Turre fand ihrer acht, alle an andern Orten, als sie von den dort angeführten Schriftstellern nachgewiesen wurden. Er giebt sich viele Mühe, die darauf befindlichen symbolischen Vorstellungen einzeln zu erklären, und sie alle auf die Hervorbringung und Erhaltung der Welt hinzudeuten. Auch sucht er zu zeigen, daß man den Mithras ehedem in der Gegend von Antium oder Spelåum gottesdienstlich verehrt habe. Eben da, wo die Bruchstücke der von ihm vorzüglich beschriebenen und erklärten Tafel gefunden wurden, trift man noch verschiedne Höhlen an; und Porphyrius (p. 263.) bemerkt: ubicunque Mithram agnoverunt gentiles, eidem deo specubus sacra faciebant. Die dabey üblichen Opfergebräuche werden von ihm Kap. V. erläutert, und im folgenden Kapitel handelt er von den diesem Gotte gewidmeten Festen. Zuletzt zeigt er die Verbreitung dieses Dienstes in den römischen Provinzen. — Das Uebrige in dem Werke des a Turre betrift den Belenus, und andre aquilejische Gottheiten, und die coloniam Forojuliensem. (Er selbst war aus Friaul gebürtig.) Noch sind einige damals bey Rom entdeckte Fragmente von Inschriften der fratrum ambarvalium beygefügt.

Ueber das Taurobolium, einem der Cybele geweihten Opfer, s. auch umständlich die Explication d'une Inscription antique, oú font décrites les particularités des Sacrifices appellés Tauroboles, par Mr. de Boze, in den Mem. de l'Acad. des Inscr. éd. d'Amst. T. IV. p. 111 ff.

Modisten. So hießen vor Alters, besonders zu Nürnberg, diejenigen, die sich einer zierlichen Handschrift beflissen, und darin Unterricht ertheilten, dergleichen in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts Johann Neudörffer war, aus dessen Schule ganz Deutschland mit Schönschreibern versorgt wurde. S. Doppelmayr, S. 201.

Frisch, in seinem Wörterbuch, erklärt das Wort Modisten durch Musikanten und Sänger, und führt dazu Merkel's Bericht von der Magdeb. Belagerung an, wo die Stelle vorkommt: „Nach der Absolution sind zu dem Magdeburgischen Gesandten der Kaiserl. Maj. Contores und Modisten in die Herberge gekommen, und sich fröhlich erzeigt." Eben diese Bedeutung giebt auch, nach Frisch, Hr. Oberlin im Scherzerischen Glossarium davon an. Herr Adelung hat dieß Wort gar nicht aufgenommen, vermuthlich, weil er es nicht für hochdeutsch erkannte. Denn es scheint

freylich mehr ein oberdeutscher Provinzial-ausdruck, oder auch sonst nur ein Mode-wort in der Umgangssprache gewesen zu seyn. Sehr alt wäre es auch wohl nicht, wenn es von dem Worte Mode herkäme, das selbst im Deutschen erst spätern Ursprungs ist; obgleich Modisten zunächst von dem Lateinischen modus abgelenkt zu seyn scheint. Doppelmayr erklärt es am angef. O. so: „Die Modisten wurden zu den vorigen Zeiten diejenigen benennet, welche sich, um die Handschriften zu verbessern, und solche zierlicher darzugeben, bemühet.“ Der von ihm dort, seinen Lebensumständen nach, angeführte Johann Neudörffer, der ältere, machte sich durch seine Schönschreiberey in Nürnberg um das J. 1538 berühmt, und ließ im J. 1544 eine kurze Anweisung zur Schreibekunst in Quart, und im Jahr 1549 eine größere in Folio, in sieben Gesprächen, drucken. Sein Enkel, Anton Neudörffer, gab beyde wieder in seiner Schreibekunst, Nürnberg, 1601. 4. heraus. Seine Methode war durch Albrecht Dürer's regelrechte Verbesserung der Versalbuchstaben veranlaßt worden, wovon gleichfalls Doppelmayr, Th. I. S. 153 f. nachzusehen ist. Neudörffer genoß in der Folge von den Kaisern Karl V. und Ferdinand I. viel Gnade, und erhielt

die Würde eines Comes Palatinus. Die Namen seiner vornehmsten, fast durch ganz Deutschland zerstreuten Schüler, nennt Doppelmayr in der Note (f.) S. 201 seiner Histor. Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern; Nürnb. 1730. fol.

Monier. Der Verfasser einer Geschichte der Kunst, die ich noch nicht kenne, die aber das nicht leistet, was sie verspricht. (S. Winkelmann's Gesch. d K. Vorr. S. X.)

Dieß, freylich ziemlich dürftige und wenig befriedigende Buch ist zu Paris 1698. 8. unter folgendem Titel herausgekommen: Histoire des Arts qui ont raport au Dessein, divisée en trois Livres — — par P. Monier, Peintre du Roi et Professeur à l'Académie Roiale de Peinture et Sculpture. Es wird darin, sehr summarisch, vom Ursprunge der Zeichnenkunst, Mahlerey, Bildhauerey, Baukunst und Kupferstecherkunst, von ihrem Fortgange und Verfall, und ihrer Wiederherstellung gehandelt. Es entstand diese Schrift aus den von Monier in den monathlichen Versammlungen der Pariser Kunstakademie gehaltenen Vorlesungen, unter welchen er diese historischen Abhandlungen von den theoretischen über die Umrisse, die Perspektiv, die Anatomie, und die Bewegungen der Muskeln, ausson-

derte. — Jöcher gedenkt dieses Monier nicht; auch d'Argensville hat ihn in seinen Lebensbeschreibungen der Mahler (Th. IV. der deutschen Uebers. S. 128) nur im Vorbeygehen als einen Schüler des Sebastian Bourdon genannt. Umständlicher aber wird seiner beym Felibien (T. IV. p. 404.) erwähnt, woraus auch Füeßli seine Lebensumstände im Artikel Mosnier genommen hat. Er war der Sohn eines gleichfalls geschickten Mahlers Jean Mosnier, und starb zu Paris im J. 1703. Unter andern zeichnete er nach den Gemählden des Nik. Poussin vier historische Landschaften, die von St. Baudet gestochen sind.

Edward Moore. Er ist Verfasser des englischen Trauerspiels, The Gamester, der Spieler. Ich kann zeigen, daß dieses Stück aus Hill's Fatal Extravagance, und beyde aus der Yorkshire Tragedy genommen sind; und gleichwohl finde ich, daß zu der Zeit, da Moore's Spieler (im J. 1753) zu London herauskam, ebendaselbst eine kleine Schrift erschien: The Gamester, a true Story, on which the new Tragedy of that name is founded; translated from the Italian. 8. Und die Verfasser des Monthly Review eben dieses Jahres, S. 146, sagen gleichfalls, daß

Moore den ganzen Plan, und fast alle Charaktere aus gedachter Geschichte genommen habe. Ist es möglich, daß die Engländer ihre eignen Werke so wenig kennen?

Man weiß, daß die Yorkshire-Tragedy eins von den sieben Schauspielen ist, welche Shakspeare'n nur zweifelhaft beygelegt werden, obgleich keines darunter wohl so viel Anschein als Aechtheit hat, als dieses. Ich habe darüber im dreyzehnten Bande meines Deutschen Shakspeare, S. 431 ff. umständlicher gehandelt, und ebend. S. 436, bemerkt, daß Moore höchst wahrscheinlich die erste Idee zu seinem Spieler daraus entlehnt habe. Auch findet man dort, und so auch im Companion to the Playhouse, angemerkt, daß Hill eben dieß vermeintlich Shakspearische Stück zur Grundlage seines Trauerspiels: The Fatal Extravagance, gemacht habe, welches im J. 1720 zuerst unter dem vorgeblichen Namen Joseph Mitchell's erschien, dem sein edelmüthiger Freund, Aaron Hill, durch den Vortheil der dritten Vorstellung aus einer dringenden Geldnoth half. Es wurde hernach unter Hill's dramatischen Werken mit abgedruckt. — Bey dem allen könnte doch wohl die in dem oben gedachten Pamphlet ins Englische übersetzte italiänische Novelle, wenn sie alt genug dazu ist, die

ursprüngliche Quelle beyder Schauspiele, des von Shakspeare und Moore, gewesen seyn. Der letztre ist übrigens durch seine auch ins Deutsche übersetzte Fables for the female ſex bekannt; auch hat er noch zwey mit nicht sonderlichem Beyfall aufgenommene Lustspiele, The Foundling, und Gil Blas, geschrieben.

Mühlen. Mola aquaria inventum eſt recens. Sed mola ventaria, ut arbitror, recentior eſſe creditur. Nam antiqui, ni fallor, molis aſinariis et manuariis tantum utebantur. Matthaeus, de rer. invent. p. 38.

Da also ein Italiäner des sechzehnten Jahrhunderts schon ausdrücklich der Windmühlen gedenkt, ist es da wohl glaublich, daß man zur Zeit des Tasso noch keine Windmühlen in Italien sollte gehabt haben? Gleichwohl sagt Tasso in einem Briefe, in welchem er eine Vergleichung zwischen Frankreich und Italien anstellt, es ausdrücklich. In dem Briefe nämlich, der in dem Journal Encyclopédique, Oct. 1768 zuerst, und zwar nur in einer französischen Uebersetzung, erschienen ist, unter der Aufschrift: L'Italie comparée à la France, par le Taſſe, Auteur de la Jeruſalem Delivrée; morceau recemment decouvert et traduit. Die Stelle selbst ist diese: Je ne

dois pas omettre un avantage, que la France fait tirer des vents par les moulins, qu'ils font agir; avantage, dont est privée l'Italie, qui n'a que des moulins á eau. — —. Doch, dieser ganze Brief scheint mir eine Erdichtung, und das Werk eines Franzosen zu seyn. Denn sonst hätte sichs wohl der Mühe verlohnt, ihn in der italiänischen Sprache selbst mitzutheilen.

Wenn folgende Stelle beym Dante in s. Amoroso Convivio: (Vineg. 1531. 8.) fol. 45. b. „esso Sole gira il mondo intorno giù alla terra, overo al mare, come una mola, della quale non paia più che mezzo lo corpo suo;" von einer Windmühle zu verstehen ist; so bewiese sie, daß man dergleichen in Italien schon im dreyzehnten oder wenigstens im vierzehnten Jahrhunderte gekannt habe.

Musik. 1. Herr Bach, welcher hier in Hamburg Telemann's Stelle erhalten hat, ist beständig ein besondrer Freund von diesem gewesen; doch habe ich ihn gleichwohl sehr unpartheiisch, in Vergleichung mit Graun, von ihm urtheilen hören. Telemann, sagt er, ist ein großer Mahler, wovon er besonders in einem seiner Jahrgänge, welcher hier der Zellische heißt, ganz ausnehmende Beweise gegeben hat. Unter andern führte er mir eins

gewisse Arie an, worin er das Erstaunen und Schrecken über die Erscheinung eines Geistes ganz unnachahmlich ausgedrückt habe, so, daß man auch ohne die Worte, welche höchst elend sind, gleich hören könne, was die Musik wolle. Aber Telemann übertrieb auch nicht selten seine Nachahmung in das Abgeschmackte, indem er Dinge mahlte, welche die Musik gar nicht mahlen sollte. Graun hingegen hatte einen viel zu zärtlichen Geschmack, um in diesen Fehler zu fallen; aber die Hut, auf der er desfalls beständig stand, machte auch, daß er selten oder gar nicht mahlte, und sich meistentheils mit einer lieblichen Melodie begnügte.

2.

Jesus Heriloneus, Tharbini filius, poëta et musicus, primus de musica librum scripsit; schreibt Joh. Matthäus de rer. invent. p. 29. — Dieses soll heissen: Lasus Hermionensis, welcher ein Zeitverwandter des Xenophanes war, wie man aus dem Plutarch de vitiose pudore sieht, und des Simonides, wie Aristophanes in den Wespen anzeigt.

3.

Bach klagt über den jetzigen Verfall der Musik. Er schreibt ihn der komischen Musik zu, und sagte mir, daß Galuppi selbst, der einer von den ersten komischen Komponisten ist, und sich jetzt in Petersburg befindet, von wo er aber

zurück erwartet wird, weil er alt und reich genug ist, daß ihm, sage ich, Galuppi selbst versichert habe, der Geschmack an der komischen Musik verdränge sogar die alte gute Musik aus den Kirchen in Italien. Er selbst habe eine von seinen komischen Symphonien *) in einer Kirche zu Rom gehört, der man einen geistlichen Text untergelegt hatte. Eine wesentliche Eigenschaft der komischen Musik ist es, daß sie fast nichts als Allegro's hat, und die Adagio's gänzlich verbannt; kaum daß sie noch dann und wann ein Andante erlaubt.

4.

Perrault in seiner Abhandlung de la Musique des Anciens (Par. 1680. 12.) ist ohne Zweifel der erste, welcher den Alten die vielstimmige Harmonie (harmonie composée de plusieurs parties,) abspricht, und zu zeigen sucht, daß alles, was sie von der Symphonie sagen, von dem Gesange à l'unison ou á l'octave zu verstehen sey. Doch weiß ich nicht, ob sich nicht Stellen bey den Alten finden sollten, welche dieser Meinung zu widersprechen scheinen. Eine solche glaube ich z. B. beym Plutarch περι πολυφιλιας gefunden zu haben: Ἡ μεν γαρ περι ψαλμυς και φορμιγγας ἁρμονια δι ἀντιφωνων ἐχει το συμφωνον, ὀξυτησι και βαρυτησιν ἀμωσγεπως ὁμοιοτητος ἐγγινομενης.

*) Vermuthlich eine von seinen komischen Arien.

„Nam concentus quidem ille, qui numeris muſicis et citharis efficitur, ſonorum conſenſum ex iis, quae diſſona ſunt, habet, quod acutis et gravibus ſimilitudo quaedam interveniet.“ Man merke hier auf das δι' ἀντιφωνων ἐχει το συμφωνον. Ich weiß nicht, ob man das von Stimmen ſagen könnte, die nur in der Höhe und Tiefe von einander unterſchieden wären. Aber das Folgende ſagt noch mehr, wo Plutarch die Harmonie der Freundſchaft dieſer muſikaliſchen Harmonie entgegen ſetzt: της δὲ φιλικης συμφωνιας ταυτης και ἁρμονιας ȣ̓δεν ἀνομοιον ȣ̓δε ἀνωμαλον, ȣ̓δε ἀδολον ἐιναι μερος, ἀλλ' ἐξ ἀπαντων ὁμοιως ἐχοντων, ὁμολογειν και ὁμοδοξειν και ὁμοβȣλειν και συνομοπαθειν, ὥσπερ μιας ψυχης ἐνπλειοσι διῃρημενης σωμασι. „At vero hic amicitiae concentus atque haec conſonantia nullam partem diſſimilem aut inaequalem aut diſcrepantem habere vult, ſed ex pari omnino habitu in ſermonibus, in opinionibus, in conſiliis, in effectibus conſentiri; perinde ac ſi unus animus in plura corpora eſſet diviſus.“ — Das ἀδολον kann hier nicht Statt haben; wie auch Stephanus anmerkt, welcher ἀπῳδον dafür leiſt, von ἀπᾳδειν, in cantu diſcurrere. — Nun frage ich: wenn alle die verſchiedenen Stimmen nur oktavenweiſe verſchieden geweſen wären, würde dieſe

musikalische Harmonie nicht eben so vollkommen gewesen seyn, als Plutarch die Harmonie der Freundschaft zu seyn verlangt? Nach dem Gegensatz aber, welchen er zwischen beiden macht, ἀνομοιον, ἀνωμαλον und ἀπῳδον μερος, welches bey der Harmonie der Freundschaft nicht Statt finde, bey der Harmonie der Musik Statt gefunden haben; und es ist mir schwer zu begreifen, wie das Musik all' unisono könne gewesen seyn.

1.

Hr. Prof. Engel hat in seiner vortreflichen Abhandlung über die musikalische Mahlerey (Berl. 1780. 8.) die Fragen überaus gründlich und scharfsinnig beantwortet: was in die Musik Mahlen heisse? was für Mittel diese Kunst dazu in ihrer Gewalt habe? was sie durch diese Mittel zu mahlen im Stande sey? und was sie mahlen, und nicht mahlen solle? Vornehmlich zeigt er sehr schön, daß es die Pflicht des Tonkünstlers, und dem Hauptzwecke der Tonkunst gemäß sey, nicht sowohl den Gegenstand selbst, der die Empfindung erregt, als vielmehr die dadurch erregte Empfindung und Leidenschaft selbst, zu schildern und nachzuahmen. Allerdings überließ sich Telemann, dieser in seiner Art immer höchst verehrungswürdig und ungemein fruchtbare Kirchenkomponist, oft der musi-

kalischen Mahlerey der Gegenstände allzusehr; und nicht bloß hörbarer Gegenstände, sondern zuweilen auch solcher, wo der Ausdruck durch Töne die Aehnlichkeit des sinnlichen Eindrucks nur sehr schwach, nur durch entfernte Ideenverknüpfung, und gemeiniglich nur auf eine zu gekünstelte und gespielte Art, erreichen kann. Sogar auf geistige und übersinnliche Begriffe dehnte er manchmal diese Nachahmung aus. So erinnere ich mich z. B. daß er mehrmals die Falschheit der Gesinnungen durch falsche Quinten oder durch Dissonanzen auszudrücken gesucht hat. Aber dieß war bey ihm eine fast unzertrennliche Folge von der bis zum Ueppigen großen und ergiebigen Fruchtbarkeit seiner Erfindungskraft; und er scheint mir unter den Tonkünstlern fast eben das geworden zu seyn, was Ovid unter den Dichtern war.

2.

Vom Lasus, aus Hermione, einer Stadt im Peloponnes im Königreiche Argos, der um die 58ste Olympiade, ungefähr 548 J. v. Chr. G. berühmt war, sehe man Dr. Burney's History of Music, Vol. I. p. 447; und Hrn. Forkel's Allg. Gesch. d. Musik, B. I. S. 358. Vergl. Fabricii Bibl. Gr. Vol. I. p. 102, wo in der Note mehrere von ihm

handelnde Schriftsteller nachgewiesen werden. — Lasus wird fast allgemein für den ersten gehalten, der über die musikalische Theorie schrieb; er war aber auch ausübender Tonkünstler. Von seinen Schriften ist nichts mehr übrig; und von denen griechischen Schriftstellern über die Musik, wovon wir noch etwas besitzen, ist Aristoxenus der älteste.

3.

Bach's Klage über den Nachtheil, welchen der überhand genommene Geschmack an der komischen Musik der Aufnahme der ernsthaften geschaft hat, ist nur allzu gegründet. Besonders ist der Geschmack an der komischen Oper, auch an unsern deutschen Höfen, dem Geschmack an der ernsthaften sehr nachtheilig geworden; ob es gleich mehrere Ursachen des Verfalls der letztern giebt, welche man von Arteaga in seinem sehr lesenswürdigen Werke, Le Revoluzioni del Teatro Musical Italiano, T. II. III. Cap. 12. — 15, zergliedert und beredt beschrieben findet.

4.

Man findet die Gründe für und wider die Meinung, daß die Alten schon den Kontrapunkt gekannt, und folglich vielstimmige Musik gehabt haben, vom Dr. Burney in seiner von mir (Leipz. 1781. 4.)

übersetzten Abhandlung von der Musik der Alten, Abschn. VIII, S. 130 ff. am kürzesten und übersehbarsten gegen einander gestellt. Vergl. Hrn. Forkel's Allgem. Gesch. d. Musik, B. I. S. 389 ff. — Perrault war jedoch nicht der erste, welcher der alten Musik die Harmonie absprach; sondern das thaten schon vor ihm Glariani, Salinas, Bottrigari, Artusi, Cerone, Kepler, Mersenne, und Kircher*). Nur war die Folgerung, welche sie daraus zogen, nicht immer so nachtheilig für die Musik der Alten, als die Folgerungen Perrault's, der sie beym Mangel vielstimmiger Harmonie, und mit Recht, für weit unvollkommener hielt, als die Musik der Neuern. Manche z. B. Mersenne, und selbst Rousseau, haben vielmehr zum Nachtheil der vielstimmigen Harmonie aus diesem Mangel, mehr

*) Hr. Forkel erinnert S. 392, daß schon am Ende des funfzehnten, und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die musikalischen Schriftsteller auf diese Sache aufmerksam gewesen, und daß Franchinus Gafor der erste sey, welcher derselben in seiner zu Mayland 1496 gedruckten Practica Musicae utriusque cantus gedenkt.

scheinbare, als treffende Gründe hergeleitet. S. Dict. de Musique, art. Harmonie, wo er, aus jenem Grunde, geradehin behauptet: que toute notre harmonie n'est qu'une invention gothique & barbare, donte nous ne nous fussions jamais avisés, si nous eussions été plus sensibles aux véritables beautés de l'Art, & à la Musique vraiment naturelle. Unstreitig eins der auffallendsten musikalischen Paradoxen, deren überhaupt in Rousseau's Wörterbuche nicht wenige vorkommen. Wenn gleich übrigens die Streitfrage über die Vielstimmigkeit der alten Musik nicht mit völlig einleuchtender Gewißheit zu entscheiden steht, so ist doch wohl unstreitig die größte Wahrscheinlichkeit auf der Seite derer, die sie leugnen; und es kommt hauptsächlich darauf an, die Wörter: συμφωνος, ὁμοφωνος, ἀντιφωνος, u. s. f. wenn sie von den Tönen gebraucht werden, richtig zu verstehen, und so, wie sie die alten Musiker selbst, z. B. Gaudentius, erklären. (S. Dr. Burney's angef. Abh. S. 153 ff.) Auch das Wort Harmonie selbst bedeutete bey den Griechen nicht, wie bey den Neuern, Zusammenstimmung, sondern Folge mehrerer Töne, und also das, was wir jetzt Melodie nennen, da dieß letztre Wort hinge-

gen das Rhythmische in der Tonfolge bezeichnete. Die Töne, welche bey den Griechen ἀντιφωνος hießen, waren, wie sich aus jenen Erklärungen und mehrern Stellen deutlich genug ergiebt; gleichartige Töne in der Oktave; und selbst die erste Stelle, welche L. aus dem Plutarch anführt, ist davon ein neuer Beweis; denn es ist da von den zusammenstimmenden höhern und tiefern Tönen dieser Art die Rede, wo aus den ἀντιφωνοις das συμφωνον entsteht, da, wie es scheint, die höhern Töne der Zither, und die tiefern der Menschenstimme beygelegt werden. Und wenn man in der zweyten Stelle auch die Leseart des Stephanus annimmt; so ist sie doch wohl eben so zu erklären; und Plutarch schreibt der Freundschaft eine noch innigere Harmonie, eine noch nähere Zusammenstimmung und völligere Gleichheit zu, als in der Musik selbst diejenigen Töne mit einander haben, die zwar an sich die nämlichen, aber doch durch die Verschiedenheit der Oktaven in einer gewissen Unähnlichkeit und Entfernung von einander sind.

N.

Natter. Sein System ist: das Schlechteste für das Aelteste zu halten; welches aus dem, was er über die dritte und sechste Ku-

pfertafel vorbringt, zu erweisen ist. (Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfind. des Schönen, S. 7.)

„Eben so falsch, fährt Winkelmann „fort, ist dessen Urtheil über das vermeintlich „hohe Alter der Steine auf der achten bis „zur zwölften Platte. Er geht hier nach der „Geschichte, und glaubt, eine sehr alte Be„gebenheit, wie der Tod des Othryades „ist, müsse auch einen sehr alten Künstler „voraussetzen.“

Das Natter in seinem Werke die Feder nicht selbst führen können, ist ohne Zweifel die Ursache, daß verschiedne Stellen ziemlich dunkel sind. Aber warum konnte er sie nicht selbst führen? Warum schrieb er nicht in seiner Muttersprache?

Herr Deschamps, der sie führte, hat nicht einmahl immer als ein Gelehrter gut geschrieben, geschweige als ein Kunstverständiger. Wie nachlässig er in seinen Anführungen ist; habe ich an der Stelle des Plinius in den Antiquarischen Briefen gezeigt. Nicht weit davon sagt er: Dans la ſuite les Grecs, ayânt porté la Lithographie en Italie. Lithographie für Steinschneidekunst habe ich nirgend gefunden; das Wort kann auch das nicht heissen.

Ich weiß, daß man auch eine englische Uebersetzung von diesem Werke hat. Diese müßte ich zu Rathe ziehen, um aus verschiednen Stellen klug zu werden, die mir im Französischen ganz unverständlich sind; z. E. Préf. p. XXXV: Il est vrai que ces sortes de ciseaux &c.

Natter, sage ich in den Antiquarischen Briefen, war überzeugt, daß die Alten ihre Geheimnisse gehabt haben. Er bemerkte z. B. an einer alten Paste (die er lange für einen Onyx gehalten), deren Oberfläche bläulich, und deren Grund schwarz war, daß das Tiefe in dem Schnitte schwarz schien, obschon die blaue Lage noch viel tiefer ging, und das Instrument also nicht bis auf die schwarze Lage gereicht hatte. Er schloß also daraus: que l'un de ces Artistes avoit quelque sécret pour noircir sa gravure en pâte, que l'autre n'avoit pas. (Préf. p. XXXVIII.) — Desgleichen glaubte er, daß alte Künstler das Geheimniß gehabt hätten, die Karneole und Onyxe klar und rein zu machen. (ibid.) Je suis aussi dans l'opinion, que quelques graveurs anciens possedoient le sécret, de rafiner & de clarifier les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuse de cornalines fines & mal-gravées, que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à présent à peine

en trouve-t-on une entre mille, qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à lés déviner, en attendant que je trouve une autre occasion de les leurs communiquer.

Es ist wahr, die ganze Absicht seines Werks ging dahin, zu zeigen, daß die alten Künstler sich ungefähr eben der Methode müssen bedient haben, als die neuern. Dem ungeachtet erkannte er auf alten Steinen Spuren von diesen ganz unbekannten Instrumenten. (Préf. p. XXVIII.) Un graveur entendu & exercé y découvrira mille traits, mille beautés de détail imperceptibles pour tout autre que pour lui. Il appercevra la marche & l'effêt de tous les outils que l'on y aura emploiés, non seulement de ceux qui nous sont connus, mais même de ceux dont on ignore aujourd'hui la construction & la forme, mains dont l'opération ne laisse pas d'être sensible à un homme de métier. — Natter hatte das Instrument, womit die Wappenschneider Parallellinien schneiden, darunter bemerkt, und sagt, Hr. Guay, den er dieses Instrument lehrte, ob er es gleich nicht mit hat stechen lassen, würde es leicht auch darin entdeckt haben, wenn

er sich die Mühe gegeben hätte, die Haare eines alten guten Kopfes zu kopiren, ohne daß er nöthig gehabt hätte, ein neues dazu zu erfinden. Wäre es also sehr unwahrscheinlich, wenn man annähme, daß Natter mehr solche Instrumente, deren Spuren er auf alten Steinen gefunden, wieder erfunden und gebraucht hätte?

Wie weit die Figur in den Stein mit dem bloßen Rade zu fertigen sey, sieht man Tab. II. fig. 2. Nämlich bloß nach den gröbsten Vertiefungen, die schlechterdings noch keinen Gliedern ähnlich sehen: après quoi l'on y emploie des outils plus petits & plus taillans, pour l'achever selon la capacité de l'Artiste. Was also gerade bey dieser Kunst die Hauptsache ist, kann mit dem Rade nicht vollendet werden, sondern erfodert kleinere schneidende Werkzeuge, in deren Gebrauch allein die wahre Geschicklichkeit des Artisten beruhet.

Natter giebt auf der dritten Kupfertafel seines Traité de la Méthode antique de graver en pierres fines, etc. (Lond. 1754. fol.) drey ägyptische Gemmen, deren Arbeit von keiner sonderlichen Schönheit ist, bey denen er aber doch, so wie bey der Gemme Taf. VI, auf das frühere Alter ihrer Verfertigung nicht sowohl aus der schlechten Zeichnung der Fi-

guren, als vielmehr aus dem noch sehr Unbehülflichen in dem Mechanischen des Schnitts, zu schließen scheint. Denn auf diesen letztern Umstand nahm er durchgehends am meisten Rücksicht.

In dem, was er über die achte bis zur zwölften Kupfertafel; und besonders bey der eilften und zwölften Gemme sagt, die beyde den Tod des Othryades vorstellen, finde ich gleichfalls nichts, was den ihm von W. gemachten Vorwurf verdient hätte.

Lithographie könnte, der Etymologie nach, freylich wohl so viel heissen als Steinschneidekunst, in so fern γραφειν, wie bekannt, ursprünglich nicht vom Schreiben sowohl, als vom Zeichnen, Mahlen, und jeder Art bildlicher Darstellung gebraucht wurde. Auch kommt das Französische graver vielleicht von jenem griechischen Worte her. Aber der Sprachgebrauch will es nun einmahl, und es ist auch unstreitig der Analogie gemäßer, daß man unter Lithographie nichts anders versteht, als Kenntniß und Beschreibung der Steine, bloß in Rücksicht auf ihr Materielles.

Der englische Text von Natter's Werke hat sich sehr selten gemacht, weil N. kein englisches Exemplar unter zwey Guineen verkaufen wollte, und, als er dazu nicht

Liebhaber genug fand, alle noch vorräthige Abdrücke verbrannte.

In der Stelle der Vorrede, S. XXXV, erscheinen freylich die ciseaux auf einmal; ohne daß ihrer vorher erwähnt wäre; und man erräth erst aus der Folge, daß sie es waren, die Herr Siries aus einer Komposition, woraus er ein Geheimniß machte, verfertigt hatte.

Von den letztern Bemerkungen hat Lessing schon verschiedenes in s. Antiquar. Briefen benutzt. S. vornehmlich Th. I. Br. 27 und 34.

Ueber Natter's Lebensumstände und Künstlerverdienste haben wir, so viel ich weiß, noch nichts ausführlichers, als was in Hrn. Büsching's Gelehrten Abhandlungen aus und von Rußland, St. I. S. 207—220, und in eben desselben Gesch. und Grunds. d. sch. K. und W. St. II. §. 48. 49. gesammelt ist. Denn was Klotz, der einmal seine Lebensbeschreibung ankündigte, in den Actis Literariis, Vol. I. p. 228, über ihn gesagt hat, ist sehr unbedeutend, obgleich Füeßlin u. a. darauf verweisen

---

Nero. Zu meiner Tragödie von ihm könnten das Lemma seyn, die nämlichen Wor-

te, welche einer von den Umstehenden ihm zurief:

Usque adeone mori miserum est!

Seines Vorsatzes, den Tod des Nero als Trauerspiel zu bearbeiten, dessen auch in der Vorrede zum zweyten Bande seines Theatral. Nachlasses, S. XXIX, gedacht wird, erwähnte L. zum öftern gegen mich; und, so viel ich mich erinnere, hatte ihn Nath. Lee's wildes, obgleich nichts weniger als verwerfliches Stück, Nero Emperor of Rome, zuerst auf diesen Stoff geleitet.

Daniel Neuberger. Célèbre Potier d'Augsbourg, qui avoit trouvé l'invention de donner à la cire la dureté du fer, aussi bien que la couleur. (v. Journ. des Savans, a 1684, p. 47; und Sandrart in s. Mahlerakademie.

Im Journ. des Sav. wird Neuberger aus dem Sandrart angeführt, der in seiner Teutschen Akademie der edlen Bau- Bildhauer- und Mahlerey-Künste (Nürnb. 1675. fol.), 1ster Hauptth. Th. II. B. III. S. 350, von ihm sagt: „Es wollte die „edle Sculptura uns auch in Teutschland „einige, und zwar sonderlich den Daniel „Neuberger, erwecken, dessen Vater „auch wohl in Wachs bossiren, desgleichen

„zierliche Bilder und Historien machen, „und also seinem Sohn einen guten Grund „und Anfang zeigen können, damit sein „schöner Geist ferners zu mehrerer Er„fahrenheit durch einigen Fleiß kommen „und steigen möchte. Seine Wissenschaft „aber bestand erstlich darin, in zugerichte„tem Wachs alle denkwürdige Figuren aufs „allergeistreichste mit vielen Historien, Feld„schlachten, darinnen oft etliche hundert Bil„der ganz nett und vollkommen, also vor„zustellen, daß vorhin niemals dergleichen „Ueberfluß und Fertigkeit in Wachs gese„hen worden. „Neben dem erfand er auch „die Art, sein Wachs auf allerley Weise „wie es die Natur erforderte, zu kolori„ren, daß es dem abgebildeten Menschen ganz „und gar in allem ähnlich war; auch sogar „die Metalle und Edelgesteine mit ihrer „Farbe, Schein und Glanz repräsentirte, „daß man es oft für wahrhafte Steine selbst „gehalten, wie denn viele Potentaten und „Künstler solche für wahrhafte angesehen, „ja sogar in eben dem Gewichte befunden.“ — Sandrart führt hierauf verschiedne Arbeiten dieses Künstlers, besonders für Kaiser Ferdinand III. an, z. B. eine äußerst natürliche Abbildung dieses Kaisers, mit einem darin angebrachten Uhrwerke. Auch wird die Neuberger'n eigenthümliche Verfahrungsart beym Bossiren von

S. beschrieben. — — In des jüngern Herrn von Stetten musterhafter Kunst-Gewerb-und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg (Augsb. 1779. 8.) wird S. 439 dieser Künstler gleichfalls sehr rühmlich erwähnt. Er war aus Augsburg gebürtig und lebte daselbst, bis ihn die Zeiten des dreißigjährigen Krieges vertrieben; und nun gieng er nach Wien, wo er starb. Hr. v. St. führt eine merkwürdige Arbeit von ihm aus dem Stammbuche des Optikers Cuno an, nähmlich einen Moses, in Wachsfarben gemahlt, und nach 125 Jahren, noch frisch und wohl erhalten, hinter welchem die Worte stehen: von Wachs, ohne Pinselstrich gemalt von Daniel Neuberger dem jüngern. 1654. — Ein Beweis, daß er schon Versuche gemacht habe, die enkaustische Mahlerey wieder herauszubringen. Auch seine Tochter, Anna Felicitas, trieb eben diese Kunst sehr weit, und lebte, nach ihres Vaters Tode, in Regensburg. Man sehe von ihr Sandrart, Hauptth. II, S. 80; Keyßler's Reisen, Br. 94; und Füeßlin's Allgem. Künstlerlexikon, wo auch Daniel's Bruder, Ferdinand Neuberger, erwähnt wird.

Nicolaus. Der berühmte Wassertaucher, von dem ich, in meiner Sammlung über das Heldenbuch verschiednes angemerkt habe. Joh. Matthäus (de Rer. Invent. p. 40). gedenkt seiner auch. Er redet von der Zeit der sicilianischen Vesper, und der Entstehung des Ordens der Flagellanten; und setzt hinzu: Hoc etiam tempore in Sicilia vir fuit Nicolaus piſcis, Meſſanenſis, qui vitam in mari duxit, nec diu extra aquas eſſe poterat. Hic multa de maris ſecretis patefecit hominibus, poſt matris execrationem hanc inhumanam vitam ſortitus.

Lessing hatte, als er in Berlin lebte zu einem Kommentar über das Heldenbuch schon eine Menge Materialien gesammelt. Unglücklicherweise nahm sie sein Bedienter für unnütze Papiere, und verbrauchte sie eine Zeitlang in der Stille zu Haarwickeln für seinen Herrn. Als dieser es entdeckte, war der größte Theil schon unwiderbringlich verloren; und, so viel ich weiß, ist wenig; oder vielleicht nichts mehr davon, unter seinem Nachlaß befindlich. — Zu welcher Stelle des Heldenbuchs L. jene Anmerkungen über den Wassertaucher Nicolo oder Colas angebracht habe, weiß ich nicht anzugeben. Man nannte ihn gewöhnlich le Poiſſon Colas, weil er fast mehr

unter als über dem Wasser lebte. S. Journ. des Sav. a. 1677, p. 116, bey der Anzeige von Jo. Pecklini de Aëris et Alimenti Defectu et Vita sub Aquis. Kilon. 1676. 8.

Niellum. Eine Art von Gravüre, oder wenn man will, von Email, von der ich noch keinen rechten Begriff habe, ob ich schon Werke davon gesehen; z. E. bey Hrn. Balemann in Hamburg das Portrait eines kaiserlichen Generals, aus dem dreyssigjährigen Kriege, in einem gehöhlten Thaler. — Die Italiäner nennen diese Arbeit lavoro di Niello, und die Franzosen Nellure. Vigenere in seinen Anmerkungen über die Bilder des Philostratus, soll die Art, wie dabey verfahren wird, beschreiben, wie ich aus einem Artikel das Caseneuve in dem französischen Wörterbuche des Menage sehe. Jener muthmaßt daselbst, ohne Zweifel sehr richtig, daß das Wort von niger, nigellus, herkomme, und nellure gleichsam so viel sey, als nigellatura, und neller so viel als nigellare. Aber er geht zu weit, wenn er darum in dem Testamente des Abts Leodebodus, der unterm Klothar, dem Vater des alten Dagobert, lebte, und welches Testament Helgaud, ein Mönch des Klosters Fleury, in seiner Geschichte des

Königs Robert anführt, anstatt: scutellas deauratas, quae habent in medio cruces niellatas, will gelesen wissen: nigellatas. Das Wort ward nun einmal so gesprochen und geschrieben, auch wenn man Lateinisch sprach und schrieb. Hieraus sieht man auch, daß croix nillée, als ein Kunstwort der Heraldik (beym Menage unter dem Art. nillée,) weder so viel heißt, als annillée, gleichsam annihilée, in der Bedeutung von klein, zart; noch auch von nille, le fer de moulin, qui soutient la meule superieure, herkommt, sondern wirklich ein Kreuz, nach gedachter Art gearbeitet, bedeuten muß.

Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war Francesco Francia, ein Goldschmied und Mahler von Bologna, in dieser Art von Arbeit sehr berühmt, dessen auch Camillo Leonardi gedenkt. (S. s. Artikel.) — Ob aber das wahr seyn mag, was Leonardi daselbst sagt, daß diese Kunst zu nielliren eine neue Erfindung sey, und bey den Alten sich keine Spur davon finde?

Ich habe eine Ahnung, daß es vielleicht die Enkaustik der Alten ist! — Wenn ich die Sache näher untersuche, muß ich Bulenger de Pictura et Statuaria Veterum, L. II. Cap. V. VI. zu Rathe ziehen, wo

die Stellen aus dem Vigenere lateinisch übersetzt sind.

War, wie oben angeführt, zur Zeit des Leodebodus, der, wenn er unterm Klothar lebte, in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts gelebt haben muß, das Nielliren schon bekannt; so ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Kunst sich von frühern Zeiten herschreibt. Sie wird keine Erfindung dieser dunkeln und barbarischen Zeiten gewesen, sondern von Griechen und Römern abgekommen seyn.

In Bulengeri de Pictora, Plastice, Statuaria, Libris II. (Lugd. 1627. 8.) Cap. V. VI. p. 113 ff. wird de Smalto seu Encausto (von der Email-Mahlerey gehandelt; und aus dem Kommentar des Vignere über seine französische Uebersetzung der Philostrate das hieher Gehörige lateinisch übersetzt. Vom Nielliren wird daselbst, S. 121 f. folgende Beschreibung mitgetheilt: „Nellura quae vulgo dicitur, hoc modo fit; sume tibi unciam unam argenti, duas aeris purgatissimi, tres plumbi. Liquato argentum et aes in eodem vase, ut confundantur; tum plumbum addito, et carbone moveto, ut plumbum spuma liberetur, et tria illa metalla in unum corpus transeant. Vas terreum

pugni magnitudine ſulphure vivo ſemiplenum, quod in pulverem triveris, habeto, et in id metalla illa mixta fuſaque injicito, et os vaſis obturato argilla, et linteolo; et omnia commoveto, manibus uſus, donec refrigeſcat, ut omnia in unam maſſam tranſeant. Vaſe fracto maſsam illam funde, et liqua in calice aurariae fuſurae injecto borace, et fuſionem iterato, donec maſſa fracta tibi placeat. Haec eſt nellura, quae auro et argento tantum adhibetur, quam e verbis Gallicis Vigineri latinam tibi deti." — Boulenger ſucht nach dem Vignère, in dem angeführten ſechsten Kapitel zu zeigen, daß das Emailliren den Alten ſchon bekannt geweſen, und ihr encauſtum geweſen ſey. Er beruft ſich deswegen auf eine Stelle beym Philoſtratus (L. I. Icon.), und auf eine andre beym Plinius, L. XXXIV. c. 17: „Plumbum album incoquitur aeris operibus Galliarum invento, ita, ut vix diſcerni queat ab argento, eaque incoctilia vocant." — Bey dem allen ſcheint doch das neuere Nielliren nichts anders zu ſeyn, als ein auf Silber aufgetragenes Email. Ob und in wie fern die Alten ſich ſchon auf dieſe Kunſt verſtanden haben, und ob und in wie fern ſie mit ih-

rem encaustum einerley sey, verdiente allerdings eine nähere Untersuchung.

Du Fresne in s. Glossar. Latin. med. . aevi, erklärt das Wort nigellum durch Encaustum Nigrum, vel subnigrum, ex argento etplumbo confectum, quo cavitas sculpturae repletur, und beruft sich dabey auf den Vasari, Kap. 33. Er setzt hinzu: Italis Niello; Gloss. Vett. Nigellum, μελανον; und führt verschiedne Beyspiele aus Schriftstellern des Mittelalters an. Auch hat er die Wörter, nigellatus und niellatus, die er durch nigello distinctus erklärt. Bey diesem letztern führt er gleichfalls die Stelle aus dem Leodebodus an, und fügt hinzu: Idem videtur quod Noellé nostratibus, wozu er vier Beyspiele aus alten französischen Ritterromanen giebt.

Vermuthlich hatte Lessing, als er den obigen Artikel niederschrieb, die Wolfenbüttelische Handschrift des Theophilus Presbyter, aus welcher er das frühere Zeitalter der Oehlmahlerey entdeckte, und die er im sechsten Beytrage z. Gesch. u. Litt. abdrucken ließ, noch nicht aufgefunden oder doch noch nicht genau durchgesehen. Denn sonst würde er darin auf das 27ste, 28ste und 31ste Kapitel des dritten Buchs gerathen seyn, welche den ganzen Prozeß

des Niellirens beschreiben, und de Nigello, und de imponendo nigello handeln. Die Beschreibung davon ist noch umständlicher, als die von Vignere, und stimmt in der Hauptsache damit überein. Hier würde er auch gefunden haben, daß nigellare mit denigrare, der Ableitung und Bedeutung nach, einerley ist, und daß Theophilus dieß letztre Wort von dem Zwecke der Arbeit mehr als Einmal braucht. Hr. Prof. Leiste sagt in der Vorrede des angef. Beitrages, S. 13, es sey ihm nicht bekannt, ob noch irgendwo ein solches schwarzes Email (nigillum) aus $\frac{2}{3}$ Silber und $\frac{1}{3}$ Kupfer, $\frac{1}{6}$ Bley und Schwefel, gemacht werde, auch kenne er das Gummi Barabas nicht, womit es, nach dem 28sten Kap. auf die Gefäße gebraucht wird, die schwarz emaillirt werden sollen. Ist es vielleicht der Borax, dessen Vignere gedenkt?

ΝΟΜΟΣ. Als ein musikalisches Kunstwort, heißt νομος nicht bloß ein Stück auf der Zither, zu welchem gesungen werden kann; so, wie es beym Suidas erklärt wird: νομοι καλουνται ὁι μουσικοι τροποι καθ᾽ ὅστινας ᾄδομεν und weiter hin: νομος, ὁ κιθαρῳδικος τροπος της μελῳδιας. Sondern es wird eben sowohl von Stücken auf andern Instrumenten

gebraucht, zu welchen nicht gesungen wird; z. E. von der Trompete, beym Polyänus, L. v. c. 16. 4. wo es vom Prammenes heißt: χρησαμενος τῳ νομῳ της σαλπιγγος ὑπεναντιον, indem er dasjenige Stück, mit welchem sonst zum Angriffe geblasen worden, seinen Soldaten zum Zeichen des Rückzuges, und umgekehrt, machte. Jenes heißt νομος ἐπικελευςικος, und dieses ἀνακλητικος.

Vossius sagt in s. Institut. Poet. L. III. c. 13. §. 4: „*Νομος* vocatur velut norma quaedam, et lex canendi." Und diese allgemeine Bedeutung scheint dieß Wort auch wirklich gehabt zu haben, wenn man es als musikalisches Kunstwort brauchte; so, daß es auch in der musikalischen Poesie, wie am Ende alle Poesie der Griechen war, vorzüglich in der lyrischen, eine Strophe, einen Absatz bedeutete, welchen man auch ehedem selbst im Deutschen ein Gesetz nannte. Die Einkleidung der Gesetze in Poesie und Gesang, welche bey den ältesten Griechen gewöhnlich war, scheint freylich wohl zu der ersten Anwendung dieses Wortes Gelegenheit gegeben zu haben, wie selbst Aristoteles, Problemat. s. 19. bemerkt; obgleich Plutarch die Gesetzlichkeit und Unveränderlichkeit derer Lieder, die νομοι hiessen, als den Grund dieser Benennung angiebt. Und eben diese

festgesetzte Melodie scheint hernach immer der Nebenbegriff bey derselben geblieben zu seyn. Nach der Verschiedenheit der Veranlassungen, und der begleitenden Instrumente erhielten sie hernach verschiedne Namen. — Burette hat in seinen Reflexions sur la Symphonie des Anciens, und in seinen Remarques sur le Dialogue de Plutarque sur la Musique, im XIten XIII und XIVten Bande der Mémoires de l'Acad. des Inscr. (éd. d'Amst.) diese Materie umständlich abgehandelt. Vergl. Forkel's Allgem. Gesch. d. Musik, B. I, S. 212 ff.

Nothhemde. Indumentum quodam lineum, factum in indusii formam, quod germanice vocant Nothhemde, h. e. indusium necessitatis. Eo quicumque amictus esset, invulnerabilis reddebatur, neque illi obesse poterat vel ferrum, vel gladius, aliudve telum, vel glans plumbea tormentis emissa. Neque solum prodesse militibus credebatur, sed parturientium utero applicatum dolores sedabat et partum facilem procurabat. Id nebatur, texebatur et consuebatur a virginibus impollutis nocte natalis Christi, hoc modo etc. — — Es verdrießt mich, das Uebrige abzuschrei-

ben, nämlich aus dem Boissard, de Divinatione, p. 55. Das Lächerlichste ist, daß diese unbefleckten Jungfrauen bey ihrer Arbeit den Teufel zu Hülfe rufen mußten. Wenn der Teufel dem Hemde die Kraft verleihen sollte, so, dächte ich, könnten es auch wohl befleckte Jungfern weben und nähen.

Frisch giebt von diesem Worte folgende Erklärung; „Noth-Hemd, indusium magicum, war vor Alters ein zauberisches Hemd, das die abergläubischen Kriegsleute anlegten, weil keine Kugel oder Stoß durchgehen sollte; auch legten die Gebährenden dergleichen Hemde an." Und Hr. Adelung. „ein ehedem sehr übliches abergläubisches Hemd, welches nicht nur fest machen, sondern auch in Kindesnöthen liegenden Weibern die Geburt erleichtern sollte."

Nymphäum. Nymphen. Das alte von Holstein beschriebne Gemählde, Nymphäum, ist, nach Winkelmann's Vorrede zur Gesch. d. Kunst, S. XXII, durch Nachlässigkeit, wie man vorgiebt, verdorben, und wird nicht mehr gezeigt.

Nymphae braucht Ovid (Ep. Heroid. I. v. 27.) auch von verheyratheten Frauenspersonen:

Grata ferunt Nymphae pro salvis dona maritis;
wenn anders die Stelle so von ihm ist, und nicht vielmehr, wie Heinsius vermuthet, nuptae gelesen werden muß.

Der Commentariolus in veterem picturam Nymphaeum referentem ist mit drey andern Abhandlungen des Lukas Holstenius zuerst zu Rom, 1676, fol. dann als Anhang zu seinen Notis et Castigationibus posthumis in Stephani Byzantini Εθνικα, s. de Urbibus, L. B. 1684, fol. und zuletzt in Graevii Thes. Antiqq. Rom T. IV. p. 1800. s. mit dem dazu gehörigen Kupfer abgedruckt, wo diese kleine Abhandlung nur zwey Seiten füllt. Jenes alte Gemählde fand sich beym Aufgraben zum Bau des Pallastes Barberini, und war, als Holsten es beschrieb, noch in der dortigen Sammlung von Antiken. Alex. Donatus glaubte, es sey auf diesem Platze das alte Kapitol von Numa erbaut worden, und hielt das Gemählde für eine Anspielung auf Jupiter's und Numa's Geschichte. H. aber macht es sehr wahrscheinlich, daß es ein Nymphäum, oder eine den Nymphen geweihte Grotte, vorstelle.

Die vom Heinsius glücklich genug vermuthete Leseart wird wenigstes nicht durch

die Wolfenbüttelischen Handschriften der Heroiden Ovid's bestättigt, deren Vergleichung der sel. Heusinger im dritten Lessingischen Beytrage zur Geschichte und Literatur mittheilte.

D.

Obsidianisches Glas. Hr Klotz sagt, daß die Alten die Zusammensetzung (oder den Glasfluß, in welchen sie die geschnittenen Steine abgegossen,) vitrum obsidianum genannt hätten. (Von geschn. Steinen, S. 58.) — Welche Unwissenheit! Nicht jeden, sondern nur den, welcher ad similitudinem lapidis, quem in Aethiopia invenit Obsidius, nigerrimi coloris, aliquando et translucidi, (Plin. XXXVI, 67.) zubereitet war. Nicht jede alte Glaspaste ist aus vitro obsidiano, sondern nur die schwarzen sind vielleicht davon.

„Eine Sache, fährt er fort, die zu vielen Untersuchungen, Widersprüchen und Irrthümern Gelegenheit gegeben hat.“ — Falsch! Nicht das vitrum obsidianum, sondern der lapis obsidianus, die gemma obsidiana; hat dazu Gelegenheit gegeben. Was diese letzte eigentlich sey, darüber wird gestritten; nicht aber, was jenes, welches eine schwarzgefärbte Glasart war, zur Nachahmung des obsidianischen Steins. Klotz kann also auch

nicht einmahl die Abhandlung des Caylus, die er so sehr rühmt, vom obsidianischen Steine, gelesen haben.

Unter den von Hrn. Meusel übersetzten Abhandlungen des Grafen Caylus zur Geschichte und zur Kunst, B. I. (Altenb. 1768. 4), ist gleich die zweyte, S. 14—57, deren Original im 30sten Bande der Mem. de l'Acad. des Inscr. befindlich ist, eine Untersuchung einer Stelle des Plinius, die von dem obsidianischen Steine handelt. Dieß ist die oben angeführte Stelle. Der Graf Caylus vergleicht die verschiednen Meynungen der Ausleger darüber, besonders des Salmasius, der den Stein ὄψιανος, woraus die Griechen Spiegel verfertigten, darunter versteht. Diese Meynung widerlegt der Graf, und sucht zu erweisen; daß der obsidianische Stein vollkommen mit einer Glasart übereingestimmt habe, welcher sehr schwarz, bisweilen durchsichtig ist, aus den feuerspeyenden Bergen hervorkommt, und zu Peru unter dem Nahmen des gallinazischen Steins bekannt ist. Wegen seiner Aehnlichkeit mit einer Gattung von metallischer Verglassung könnte man ihn auch Eisenschlacke von feuerspeyenden Bergen nennen. C. führt zugleich die von einem geschickten Chemiker, Roux, gemachten

Versuche an, dem mit Schwefel gekochten Glase die Härte eines Steins zu verschaffen.

ODIUM THEOLOGICUM. Diesen Ausdruck, glaub' ich, hat Menage zuerst gebraucht, und den Haß der Gelehrsamkeit darunter verstanden. (S. Menagiana, T. I. p. 320, édit. de Paris, 1694.) „J'avois dit avant l'Auteur de la Critique de l'Histoire du Calvinisme, que la haine d'érudition est implacable. Je l'appelle Odium theologicum. — Ob Mosheim in seiner Rede De Odio Theologico diesen Umstand bemerkt?

Es scheint doch, daß der Ausdruck, odium theologicum, für unauslöschlichen, unversöhnlichen Haß, schon vorher üblich gewesen war, und daß Menage ihn nur auf den Haß der Gelehrsamkeit anwandte, ohne diesen überhaupt so benennen zu wollen. Er setzt hinzu: Les Italiens disent que celui qui offense, ne pardonne jamais: Chi offende, non perdona mai. Tacite en rapporte la raison: C'est, dit-il, que les causes de la haine sont d'autant plus violentes, qu'elles sont injustes: Odii caussae acriores, quia iniquae, u. s. f. — In Mosheim's Programm, De Odio Theologico, (Goetting. 1747.

4.) wird jener Stelle des Menage nicht gedacht, und überall der Ursprung dieses Ausdrucks nicht untersucht. Zwar führt er folgende Stelle aus dem Briefe an, womit der fromme, sanfte Melanchthon sich selbst, wenig Tage vor seinem Ende, über den ihm bevorstehenden Ausgang aus dieser Welt zu beruhigen suchte: Discedes a peccatis, liberaberis ab aerumnis et a rabie Theologorum." Aber hier ist doch jener sprüchwörtlich gewordne Ausdruck wenigstens nicht buchstäblich gebraucht, den Mosheim übrigens gerade so, wie Menage, erklärt: „Intelligunt, ut arbitror, vehementem inprimis, insatiabilem, et modi omnis finisque nesciam libidinem illis nocendi, qui vel modice ab opinionibus, in quas juravimus, abeunt, vel fortunis, honoribus et commodis nostris insidiantur, aut abire et insidiari videntur."

Ohrbergen. So könnte man, glaub' ich, nicht unfüglich das Griechische ἀμφωτίδες, die sich die Athleten umbanden, um ihre Ohren vor den Schlägen zu bergen, übersetzen, nach der Analogie von Halsberge, dem Theile der alten Rüstung, welcher den Hals in Sicherheit setzte.

Dergleichen Ohrbergen rieth Xenokrates, nach dem Plutarch, (de Audit. p. 38. Ed. Xylandr.) lieber den Kindern, als den Athleten umzumachen, um sie vor übeln Reden zu bewahren, wodurch ihre Sitten verdorben würden, anstatt, daß die Schläge bey diesen nur die Ohren verletzten. Ich schließe hieraus, daß die ἀμφωτιδες, wie natürlich, auch das Gehör müssen benommen haben; und darin bestand vielleicht der zweyte Nutzen für die Athleten, um sich durch das Geschrey, welches die Zuschauer um sie her machten, nicht zerstreuen zu lassen.

Spuren von diesen Ohrbergen scheint man in dem nicht zu finden, was Winkelmann von den zerschlagenen und zerquetschten Ohren der Pankratiasten, in der Vorrede zu s. Versuch einer Allegorie, anmerkt. Entweder diese Ohrbergen müssen also spät seyn erfunden worden, oder die Pankratiasten müssen sich ihrer nicht bedient haben, sondern nur die Athleten.

Die ἀμφωτιδες, welche auch ἀντωτιδες und περιωτιδες hießen, welches Lessing überaus glücklich durch Ohrbergen übersetzt, waren nur bey der πυγμικη, oder dem Faustkampf, üblich; vielleicht auch nur bey der Vorübung auf denselben in den Gymnasien, welche, wegen der Kugeln oder Bälle, die man dabey in der Hand hatte,

σφαιρομαχια hieß. — Winkelmann in der Vorrede zum Versuch einer Allegorie, S. VII, nimmt selbst an, daß man dergleichen ἀμφωτιδες die, wie er hinzusetzt, von Erz waren, erst in spätern Zeiten eingeführt habe. — Mit dem, was Winkelmann ebendas. über die gequetschten und geschwollenen Ohren der Pankratiasten sagt, vergleiche man die Erinnerungen des Hrn. Hofr. Heyne in s. zweyten Samml. Antiquar. Aufsätze, S. 253.

Oper, die Hamburgische. Die erste Hamburgische Oper ist von 1678, (s. Gottsched's Vorrath zur Gesch. d. dramat. Dichtk. S. 238;) und heißt: Der erschaffene, gefallene, und aufgerichtete Mensch. Verschiedne Jahre vorher waren schon zu Dresden, zu Halle, zu Würtemberg, zu Wien, Opern aufgeführt worden, ja gar auch zu Koppenhagen eine deutsche schon 1663, betitelt: Die Waldlust. (Ebendas. S. 216.)

Die allegorischen deutschen Singspiele, welche durchaus in einem gleichen Sylbenmaße abgefaßt sind, und weder Recitative noch Arien haben, schreiben sich gar nicht von der italiänischen Oper her; wie z. E. Harlekins Hochzeit, und andre solche Singestücke in Ayrer's Opere Theatrico.

Von den ersten Unternehmern und Spielen der Hamburgischen Opern habe ich noch zur Zeit nichts erfahren können; ausser daß mich der Rektor Müller versichert, ein gewisser Rathsherr allhier habe die Entrepreise davon gehabt, und sie wären an eben dem Orte, wo jetzt das neue Theater auf dem Gänsemarkte steht, aufgeführt worden.

Hiernächst unterzogen sich der Direktion derselben der Herr von Ahldefeld, ein Holsteinischer von Adel, dessen Güter in der Nähe von Hamburg lagen, und der meistens in der Stadt lebte, nebst dem englischen Residenten Wich. In dem Patrioten soll eine Satire auf diese Herren und ihre Theaterverwaltung stehen, unter dem Namen Haskarl, eines damaligen elenden deutschen Komödianten. Diese soll die Schwester von Wich, eine Frau des damaligen hiesigen englischen Prediger Thomas, welcher nachher Erzbischof (von Canterbury, denk' ich.) geworden, weil sie mit ihrem Bruder unzufrieden gewesen, geschrieben, Herr Weichmann aber ins Deutsche übersetzt haben. Auf diese Satire wollte die Entrepreise durch ein Vorspiel, genannt die Baßgeige, antworten lassen, in welchem sie Brockes, Telemann und Weichmann, die sie für die Urheber jener Satire hielt, sehr anzüglich mitnahm; besonders Telemann, wegen seiner Frau, die ihm nicht Farbe hielt, sondern

einen schwedischen Offizier liebte. Allein es kam zu früh aus, und die Aufführung wurde vom Rathe untersagt. Diese Baßgeige hatte Prätorius gemacht, welcher damals als Poet für das Hamburgische Theater arbeitete. Dieser Johann Philipp Prätorius ist hernach Professor Juris zu Trier gewesen, und hat verschiedne juristische Werke geschrieben.

Die Hamburgische Oper muß im J. 1736 in den elendesten Umständen gewesen seyn, wie ich aus dem Schreiben eines Schwaben an einen deutschen Freund in Petersburg, von dem gegenwärtigen Zustande der Oper in Hamburg (1 Bogen 4.) sehe. Lamprecht steht als Name des Verfassers auf meinem Exemplar beygeschrieben; und sonach müßte es Dreyer wohl in seine Sammlung der Lamprechtischen Werke gebracht haben. Damals war die Oper gänzlich unter italiänischer Direktion, obgleich die Madam Kaiser noch dabey, und wirklich auch noch die vorzüglichste Sängerin war. Verzierungen und Tänze waren abscheulich; und die übrigen Sängerinnen waren Madam Monza und ihre Tochter; beyde höchst elend, und die letzte noch dazu fürchterlich häßlich, obgleich sehr verliebt. Die Bühne war aber auch höchst leer, und das ganze Theater bestand aus drey bis vier deutschen Italiänern.

Die Hamburgischen Opern, die ich gedruckt selbst durchblättert habe, sind nach der Zeitordnung folgende. Ich will daraus anmerken, was zur Geschichte derselben gehört:

1698. Der aus Hyperboreen nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel. Ein allegorisches Stück auf die Vermählung des Herzogs zu Holstein, Friedrich, mit der schwedischen Prinzessin, Hedwig Sophie. Eine gelehrte Vorrede zeigt, nach dem Rudbeck sowohl als mit eignen Gründen und Zeugnissen, daß man Hyperboreen, Hesperien, den Atlas, und was zu dieser Fabel mehr gehört, nirgend anders als in Schweden suchen müsse, und machte die Anwendung dieser alten Fabel auf den feyerlichen Fall. Diese Vorrede ist völlig nach Christ. Heinr. Postel's Geschmack; und also wird auch das Stück von ihm seyn. Die Vorreden, pflegte er zu sagen, schreibe er zu seinem, und die Singspiele zu andrer ihrem Vergnügen. Auch finde ich dieses Stück in dem Verzeichniß der Postelischen Opern und Werke, welches Weichmann in der Vorrede zum Wittekind giebt, ihm wirklich zugeeignet. Dieser Postel hatte schon 1688 für das Hamburgische Theater Opern zu machen angefangen; und sein erstes Stück war die heil. Eu-

genia, oder die Bekehrung der Stadt Alexandria zum Christenthum.

1699. Die Verbindung des Herkules mit der Hebe; bey der Vermählungsfeyer des damals römischen Königes Joseph mit der Braunschweigischen Prinzessin Wilhelmine Amalie. Auch dieses Stück hat eine gelehrte Vorrede über die Fabel vom Herkules und der Hebe, und verräth also Posteln als Verfasser.

— — Noch ein Stück in eben dem Jahre auf eben dieses Fest: Die Wiederkehr der güldnen Zeit.

1700. La Forza della Virth, oder: Die Macht der Tugend; aus dem Italiänischen übersetzt.

1701. Störtebecker und Jödge Michaels, erster und zweyter Theil. Gottsched hat diese beyden Stücke erst unter dem Jahre 1707; sie sind aber bereits 1701 gedruckt und aufgeführt worden. Beyde auf dem Titel genannte waren Seeräuber, die ehedem bey einem Grafen von Friesland in Diensten gestanden, und von den Hamburgern endlich ertappt und hingerichtet wurden. Aus dieser Oper hat man hernach ein Stück gemacht, welches sich noch lange auf dem Theater erhielt. Der Hamburgische Bürgermeister, unter dem sie hingerichtet wurden, hieß Simon, und der Syndi-

kus, Uetrecht. Es muß lustig ausgesehen haben, wenn beyden unterm Schalle der Pfeifen und Trommeln die Köpfe abgeschlagen, und vorne auf zwey Pfähle gesteckt wurden.

1702. Der königliche Prinz Regnerus. Aus der dänischen Geschichte entlehnt. Seine Stiefmutter verfolgte ihn so, daß er Kuhhirte werden mußte; eine schwedische Prinzessin, der das Orakel geweissagt hatte, deß sie ihren Gemahl im Walde suchen solle, nimmt sich seiner an, und erhebt ihn auf den Thron.

— — Berenice.

— — Penelope, oder Ulysses, anderer Theil. Der erste ist, nach Gottsched's Angabe, gleichfalls in diesem Jahre aufgeführt worden.

1704. Der gestürzte und wieder erhöhte Nebukadnezar. Es muß vortreflich gewesen seyn, den Nabukadnezar, in ein wildes Thier verwandelt, mit Adlersfedern und Klauen bewachsen, unter vielen andern Thieren zu sehen, und brummen zu hören.

1705. Die römische Unruhe, oder, die edelmüthige Oktavia. Diese Oper ist von Barthold Feind. Aus der Vorrede sieht man, daß Postel kurz vorher gestorben war; daß Hunold den

Nebukadnezar gemacht habe, so wie vorher schon eine Oper, Salomo; daß eben um diese Zeit auch Bressand gestorben ist, der für das Braunschweigische Theater gearbeitet hatte; daß der Kapellmeister Kaiser ein Werk über die Opern und Kantaten schreiben wollen, und daß die Komposition der gegenwärtigen Oper von ihm gewesen ist. „Dieses ist nunmehro, sagt Feind, das 31ste Singspiel von seiner Arbeit; worüber ich mich desto mehr wundre, weil die Italiäner von ihrem Palaroli in Venedig als ein unerhörtes Mirakel ausrufen, daß er bereits 18 Opern komponirt; worauf jedoch sein Brunnen auch dermaßen erschöpft worden, daß er nunmehr nichts als Kirchenstücke setzt.“

1706. La Fedeltà Coronata, oder, die gekrönte Treue. Die Geschichte des Abdolonimus, welcher aus einem Gärtner, König in Sidon wurde. Die Musik von Kaiser. Es war seine 33ste Oper.

— — Der Durchlauchtige Secretarius, oder, Almira, Königin in Castilien, gleichfalls von Kaiser in Musik gesetzt. Almira muß früher aufgeführt seyn, als das vorige Stück, und sonach die 32ste Oper dieses Komponisten seyn.

1707. Der angenehme Betrug, oder der Carneval von Venedig. In diesem Stück kommt auch ein Trientje, ein niedersächsisches Dienstmädchen, vor, welches in diesem Dialekte verschiedne Scenen hat, und Lieder singt.

Ein Verzeichniß deutscher Opern, aus Gottsched's nöthigem Vorrathe zur Gesch. der deutschen dramatischen Dichtkunst gezogen, findet man in Hrn. Marpurg's histor. krit. Beyträgen zur Aufnahme der Musik, B. III. S. 277 ff. S. 462 ff. und B. IV. S. 419 ff. Ihr Anfang gehört ohne Zweifel schon ins sechszehnte Jahrhundert; und noch in diesem wurden die meisten Singspiele verfertigt, welche Jakob Ayrer's Opus Theatricum enthält, das zu Nürnberg, 1618. fol. herauskam. Gottsched setzt die Verfertigung derselben zwischen 1570 und 1589. Diese Stücke wurden indeß durchgehends nach einerley Melodie abgesungen. Als die erste förmliche deutsche Oper sieht man gewöhnlich die im J. 1627 zuerst am Dresdner Hofe aufgeführte Schäferoper, Daphne, an, deren Verfasser, wie bekannt, Martin Opitz ist, der auch acht Jahre hernach sein Singspiel, Judith, bekannt machte. Das Stück, die Waldlust, mehr Maskerade als Oper, wurde im J. 1663 aus dem Dänischen übersetzt.

Von den Hamburgischen Opern findet man das vollständigste Verzeichniß in Mattheson's Wochenschrift, der Musikalische Patriot, die zu Hamburg 1728. 4. herauskam, St. XXII — XXIV; und Herr Marpurg hat daraus in seinem Verzeichnisse die dahin gehörigen Nachrichten entlehnt. Ich selbst besitze eine von dem ehemaligen verdienstvollen Syndikus Klefecker in Hamburg gemachte Sammlung Hamburgischer Opern, in acht starken Quartbänden, die vielleicht eine der vollständigsten in ihrer Art ist, und vom J. 1678 bis 1748 geht. Das erste Stück darin ist die von allen für die erste in Hamburg aufgeführt gehaltne Oper: Der Erschaffene, Gefallene, und Auffgerichtete Mensch. Das Jahr 1678, in welchem sie gespielt seyn soll, ist dabey nicht ausdrücklich bemerkt. Der Text soll von einem Richter, und die Musik von Theil gewesen seyn. Die Oper, Orontes, welche Dr. Burney in s. Musikalischen Reise als die erste Hamburgische Oper angiebt, ist die zweyte, und ihre Worte waren von eben dem Richter, und dem nachherigen Hamburgischen Prediger Elmenhorst, der im J. 1688, da er schon Prediger war, einen Bericht von Operspielen, zu ihrer Vertheidigung herausgab. Ich finde jedoch in demsel-

ben nichts, wodurch sich die Geschichte der ersten Entstehung und Einrichtung der Hamburgischen Oper aufklären ließe; ausser, daß E. in seiner Zuschrift an den Hamburgischen Senat und das Oberalten-Kollegium sagt: „Als vor wenig Jahren E. Hochedler Rath dieser guten Stadt zulässig befunden, daß, wie sonsthin in Prosa die Komödien — — gespielet, also zu gemeiner Anständigkeit und billiger Gemüthserquickung musikalische oder Singspiele auf dem Theatro würden vorgestellet, welches nachmals das löbl. Collegium der Herren Oberalten, auf verlangte Notifikation, ihm wohlgefallen lassen; folgbar Einem Wohlehrw. Ministerio solches angezeiget, u. s. f." — Es möchte also wohl ausser denen Nachrichten, die sich in Mattheson's Musikalischem Patrioten, in den drey angeführten Blättern finden, über die erste Beschaffenheit des Hamburgischen Operntheaters, und dessen Unternehmen, wohl wenig aufzutreiben seyn. Der Hamburgische Rathsherr, dessen der Rektor (Joh. Sam.) Müller gegen Lessing als des ersten Unternehmers gedachte, war ohne Zweifel Gerhard Schott, der als vornehmster Stifter des Hamb. Operntheaters anzusehen ist, und auf dessen Tod eine besondre Oper: Der Tod des großen Pans, im J. 1702 verfertigt wurde. — Manches dahin

gehörige findet sich auch in Mattheson's Grundlage einer Ehrenpforte, in den Lebensbeschreibungen derer, die für jene ältere Oper komponirten. — Das Schreiben an den Patrioten, welches im 38sten Stücke desselben steht, ist nicht in Haskarl's Namen abgefaßt, sondern von einem Hexameter unterzeichnet, der sich für einen Schauspieler von der Truppe jenes Direktors ausgiebt, dem seine Frau mit einem Theile seiner Habseligkeiten entlaufen sey, und dadurch Zwist und Trennung der nun in Schulden steckenden Mitglieder veranlaßt habe. Der Brief enthält den Entwurf eines auf Pränumeration zu druckenden Heldengedichts, die Baßgeige, in der Manier von Boileau's Lutrin, in vier Gesängen, wovon der ganze Plan mitgetheilt wird. Haskarl und seine Frau sollen die Hauptpersonen seyn, und die Haupthandlung ihr Zank über eine Baßgeige, welche die letztre für ihren Liebhaber gekauft, und ihr eifersüchtiger Mann an einen seiner Freunde verschenkt hatte. Wie viel in diesem Plan satirische Anspielung sey, läßt sich jetzt nicht mehr beurtheilen. Sonst findet man im Patrioten ein ganzes Blatt, nämlich das 25ste, zum Lobe der Oper.

Vom Jahre 1736 finde ich in meiner Sammlung nur eine einzige Oper: Die

rachbegierige Liebe, oder, Orasia; mehrere aber vom Jahr 1737, in welchem die Hamburgische Opernbühne einen neuen Direktor erhielt, der den Schauplatz mit einem Prolog der Musen eröfnete. Die nachherigen Opern sind fast alle italiänisch, meistens von Metastasio, mit gegenüber gedruckter deutscher Uebersetzung. — Unter der Zuschrift der im J. 1740 aufgeführten Ipermnestra hat sich Angelo Mingotti als Direktor unterzeichnet, und so noch bey ihrer Wiederholung im J. 1746. — Den Namen der Kaiser und ihrer Tochter, als Sängerinnen, finde ich noch unter den Personen eines Prolog's von 1743.

Die Lücken in Lessings obigem Verzeichnisse auszufüllen, und es auf ähnliche Art weiter fortzusetzen, würde mich hier zu weit führen, obgleich diese unsre ältern Singspiele, besonders von Seiten der Subjekte, mehr Aufmerksamkeit verdienen, als man bisher darauf verwandt hat. Selbst das, was Hr. Wieland in s. Briefen über die Alceste (T. Merkur, v. J. 1773.) hierüber sagt, scheint diese Aufmerksamkeit nicht sehr angeregt zu haben. Hier also nur noch ein Paar kleine Bemerkungen.

Zu der Oper, der güldne Apfel, war die Poesie allerdings von Postel, und die Musik von Kaiser. Von jenem ist

auch der Text zum Herkules und Hebe. Die Wiederkehr der güldnen Zeit ist von Bressand, der vornehmlich für die Wolfenbüttelische Oper schrieb. (S. Adelung's Zus. zum Jöcher.) Eben dieser übersetzte die Forza della Virtù, welche mit einer neuern Oper, Anagilda, gleichen Inhalts ist. — Die Oper vom Störtebecker soll einen gewissen Hotter zum Verfasser gehabt haben. Der Bürgermeister, unter dem die Hinrichtung geschah, hieß Simon Uetrecht; daraus machte der Verfasser zwey Personen, welches er am Schluß des zweyten Theils entschuldigt. Im J. 1783 lieferte Herr d'Arien eine neue Bearbeitung dieses Subjekts in einem Trauerspiele, welches auch in Hamburg aufs Theater gebracht wurde, aber sich nicht lange erhielt. — Von der Penelope hieß der erste Theil: Circe, oder, Ulysses; beyde Theile sind von Bressand. — Im Nebukadnezar ist die Scene freylich possierlich genug, wo ihn seine Geliebte, eine Medische Prinzessin, unter den wilden Thieren antrift, und er alle ihre Anreden nur mit seltsamen Gebehrden und viehischem Brummen beantwortet. — Von Feind wurde noch in eben dem Jahre 1705 die Lukretia aufgeführt, die Kaiser gleichfalls in Musik setzte, der wohl von allen

Komponisten die meisten Opern, nämlich über hundert, schrieb.

Scheibe, in seinem Kritischen Musikus, St. 77, setzt das Ende der eigentlichen Hamburgischen Opern ins Jahr 1737, und erzählt den Verfall derselben umständlich. Die Kaisern und Monza, vorher ein Schneider, hatten zuletzt die Direktion, die aber, weil sie in Schulden geriethen, nur sehr kurz dauerte. Hernach spielte die Neuberische Gesellschaft eine Zeitlang auf dem dortigen Operntheater, ging aber bald darauf nach Petersburg; und zuletzt wurden wieder italiänische Opern unter Mingotti's Direktion aufgeführt, die aber im J. 1748 wieder scheinen aufgehört zu haben.

Opitz. Das die vortrefliche schweizerische Ausgabe des Opitz durch die Dazwischenkunft der elenden Trillerischen ins Stecken gerathen, ist ein wahrer Verlust für die deutsche Literatur. Ihr größter Vorzug besteht darin, daß ihre Besorger eine Menge den Sinn völlig verstümmelnder Fehler, welche sich in die letztern Ausgaben eingeschlichen hatten, durch Gegeneinanderhaltung mit den ersten Originalabdrücken verbessert haben. Wenn sie nur immer die nämliche Aufmerksamkeit angewandt hätten! Eine Stelle, wo es nicht geschehen ist, fällt mir eben jetzt in die Augen, da ich die

Schäferey von der Nymphe Hercynia wieder durchlaufe. „An der Wand," sagt der Dichter unter andern, bey Beschreibung der Grotte dieser Nymphe, „waren unterschiedne Historien mit Muscheln und kleinen Steinen und zwar so künstlich, angelegt, daß wir hinzugingen, und es mehr für eines Apollens Werk, als für sonst etwas, ansahen." — Für eines Apollens? — Es muß unfehlbar heissen Apellens. Denn der Dichter will sagen, daß man diese eingelegten Kunststücke eher für ein feines Gemählde, als für sonst etwas, hätte ansehen sollen. Und so liest auch wirklich die erste Ausgabe von 1630 zu Brieg in Quart, welche die Schweizer sonst zum Grunde gelegt zu haben sich rühmen.

Ich darf wohl nicht erst bemerken, von welcher Ausgabe des Opitz hier die Rede sey. Und doch ist sie, bey aller ihrer Schätzbarkeit, dadurch, daß sie unvollständig blieb, und nur der erste Theil davon herauskam, fast so sehr in Vergessenheit gerathen, daß sie wohl einer besondern Anzeige bedarf. Es ist nämlich die von Breitinger und Bodmer, die sich nur mit den Anfangsbuchstaben nannten, zu Zürich, 1745, gr. 8. angefangne Ausgabe jenes so ehrwürdigen Dichters; und das auf den Titel gesetzte Motto aus dem Horaz:

Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit,

würde noch mehr zugetroffen haben, wenn sie wäre vollendet worden. Gottsched, und hernach Gebauer, gingen vorher schon mit der Idee um, den Opitz herauszugeben; und als das nicht geschah, kündigte Triller die seinige an. Von dieser hoften die Schweizer in der Vorrede, es würde bey ihrer Präexistenz im Meßkatalog bleiben; allein sie erschien wirklich im J. 1746, sogleich in vier Bänden, und hinderte ihrer elenden Veranstaltung und Verstümmelungen des Textes ungeachtet, den Absatz und Fortgang der Zürcher Edition, die auch durch die hinzugefügten, meistens sehr lehrreichen, Anmerkungen schätzbar ist, und wohl einer Vollendung würdig wäre, die ihr aber ihre würdigen Urheber nun, leider! nicht mehr geben können. — Die beste vollständige Ausgabe vom Opitz ist nun immer noch die Amsterdammer 1646, 12. Diese hat in obiger Stelle auch die Leseart: „Apollens."

Orkus. Bey den Lateinern heißt dieß Wort so viel als Pluto; im Griechischen aber bedeutet ὅρκος so viel als Eid; und in dieser Bedeutung ist es bisher von allen Gelehrten in der zweyten Zeile der Goldnen Sprüche des

Pythagoras genommen worden. In dem Gentleman's Magazine vom May 1768 finde ich aber einen kleinen Brief, dessen Verfasser andrer Meynung ist, und glaubt, daß diese Zeile von keinem Ausleger bisher gehörig sey verstanden worden.

„Das sieht Jedermann, sagt er, daß die „fünf ersten Zeilen von den Pflichten gegen die „Götter und Menschen handeln; und zwar ge„gen die Götter, Anfangs gegen die höhern, „und hernach gegen die geringern; in Ansehung „jener, erst gegen die himmlischen, und sodann „gegen die unterirdischen Götter; welche Ord„nung auch in Ansehung der Götter vom ge„ringern Range ist beobachtet worden."

„Alles dieses ist methodisch, und des Ver„fassers so edler Gesinnungen würdig. Und „wenn das so ist, so kann man sich nicht genug „wundern, wie der erste Uebersezer den Eid „mit unter die zu verehrenden Götter mengen „konnte, indem er ὅρκος durch juramentum „übersetzte, da er es durch Plutonem hätte „übersetzen sollen."

Um diese ziemlich unwahrscheinliche Erklärung der Worte: και σεβε ὅρκον, beym Pythagoras, anzunehmen, müßte doch wohl erst erwiesen werden, daß dieß Wort auch bey irgend einem andern griechischen Schriftsteller den Pluto bedeute, wovon ich wenigstens kein Beyspiel finde. Es war

ausserdem noch zweifelhaft, ob das lateinische Wort mit dem griechischen das nämliche sey. Orcum quem dicimus, sagt Festus, ait Verrius, ab antiquis Uragum, quod etiam u literae sonum pro o efferebant, et pro c, g literae formam usurpabant.

Orpheus. Unter den Schriften, welche unter dem Namen dieses Dichters noch vorhanden sind, ist auch ein Gedicht περι λιθων, in welchem Theodamas, der Sohn des Priamus, redend eingeführt wird, als den Orpheus in den wunderbaren Kräften der Steine unterrichtend. Dieser Orpheus kann also auch der alte Orpheus, welcher, nach dem Suidas, eilf Menschenalter vor dem trojanischen Kriege lebte, gar nicht einmahl seyn sollen. Ja, Tzetzes giebt diesem Orpheus auch eine ganz andre Mutter, Namens Menipa, anstatt daß der alte Orpheus ein Sohn des Oeagrus und der Kalliope war. S. Gesner's Nothen. S. 303.

Beym Stobäus wird dieses Gedicht vielmehr dem Onomakritus, als dem Orpheus, zugeschrieben: und auch Suidas sagt, daß dem alten thrazischen Orpheus ein Gedicht περι λιθων γραφης, das den Titel Ὀγδοηκοντάλιθος (de octoginta lapidibus agens) gehabt, zugeschrieben worden, dessen Verfasser aber Onomakritus gewe-

sen sey. Dieß Gedicht aber kann das nicht seyn, welches wir jetzt noch haben, weil es theils nicht von der Skalptur der Steine handelt, und dann auch lange nicht von achtzig, sondern kaum von zwanzig Steinen.

Von einem neuern Dichter untergeschoben ist es offenbar: weil zu den Zeiten des trojanischen Kriegs die Edelsteine gewiß wenig oder gar nicht bekannt waren, und ihrer Homer sonst gewiß gedacht hätte, wenn er damahligen Kostbarkeiten erwähnt.

Auch verräth es eine Philosophie, die für diese Zeiten viel zu allgemein und systematisch ist. Z. E. was dem Palamedes gegen Philoktet in den Mund gelegt wird (unter Ophites, v. 61 — 75;): „daß die Erde den Menschen gegen jedes Uebel ein Hülfsmittel gewähre:"

Αυτη γαια μελαινα πολυκλαυςοισι βροτοισι
Τικτει και κακοτηκα και ἀλγεος ἀλκαρ ἑκαςυ.

„daß die Erde die Erzeugerin aller Steine sey:"

Εκ γαιης δε λιθων παντων γενος, εν δ' ἀρα τοισι
Καρπος ἀπειρεσιον και ποικιλον — —

welches ganz in dem Sinne des Theophrast gesagt zu seyn scheint, nach welchem die Mineralien aus dem Wasser, die Steine aber aus der Erde erzeugt werden: ὑδατος μεν τα μεταλλευμενα· γης δε λιθος τε και ὁσα λιθων περιττοτερα. Ferner: „daß es eben so viel Steine als Pflanzen gebe:"

— — ὁσσαι βοτανοι, τοσσοι λιθοι,

welches mit einer andern Hypothese der neuern Naturalisten übereinkommt, nach welcher eine jede Pflanze ihr eignes Insekt habe.

Es ist so gut völlig ausgemacht, daß diejenigen Gedichte, die wir noch unter dem Nahmen des Orpheus haben, gewiß nicht von dem bekannten thrazischen Orpheus, obgleich immer schätzbare Reste des frühern Alterthums sind die Schriften, worin darüber nähere Untersuchungen angestellt sind, findet man vom Hrn. Hofr. Harleß in s. Introd. in Hist Lingu. Gr. p. 15 nachgewiesen. Das Gedicht von den Steinen ist selbst seines Zeitalters wegen verdächtig, wegen der vielen darin vorkommenden abergläubischen Ideen von der Zauberkraft der Steine. Auch findet sich darin eine Anspielung auf eine Verordnung des Kaisers Konstantinus, die wenn sie nicht eingeschaltet ist, das Gedicht erst in die zweyte Hälfte des vierten Jahrhunderts setzen würde. S. vornehmlich die einzelne Ausgabe dieses Gedichts: Περι Λιθων, de Lapidibus, Poëma Orphea a quibusdam adscriptum, gr. et lat. ex ed. J. M. Gesneri, recensuit notasque adjecit Tho. Tyrwhitt; Lond. 1781. 8.

Lorenzo Ottone. (S. unter Lorenzetto.) Er war ein Schüler des Ercole Ferrata; und von ihm ist eine stehende

heilige Anna im Pantheon, die nebst der Madonna des Lorenzetto eben daselbst, dem heil. Andreas von Fiamingo, und der Religion von le Gros, in der Kirche al Giesu, von Winkelmann für die schönsten Figuren neuerer Bildhauerey erkannt werden. (Von Empf. d. Sch. S. 12.)

Weder Venuti, noch Richardson, noch Hr. v. Ramdohr, gedenken der Statue der heil. Anna von Lorenzo Ottone, oder vielmehr Ottoni, besonders. Füeßlin führt von ihm an, daß er im J. 1691 ein Mitglied der Akademie St. Lukas zu Rom gewesen sey, und daß man in verschiednen römischen Kirchen Arbeiten von ihm finde, unter andern die Statue des Apostels Taddeus in der Kirche St. Johann von Lateran. Diese letztre erwähnt auch Hr. v. Ramdohr, Th. III, S. 281, unter den daselbst befindlichen zwölf Statuen aller Apostel, von welchen er aber sagt, daß sie auf der seligen Stufe der Mittelmäßigkeit stehen, die durch keine ausgezeichnete Vorzüge und Fehler das Auge besonders anzieht oder beleidigt. Uebrigens hatte auch dieser Ottoni mit einer Menge andrer Künstler, welche größtentheils von Füeßlin unter dem Artikel Algnini genannt werden, Antheil an den 140 steinernen Statuen, welche die berühmten beyden Säulengänge an der Pe-

terskirche zu Rom zieren, und wozu Bernini die Zeichnungen verfertigte.

Orgel. Von wem, und wann sie erfunden, ist unbekannt. Der gewöhnlichen Meynung nach aber soll sie Papst Vitellianus ums J. 660 in die Kirchen eingeführt haben.

Worauf gründet sich also Navarrus, wenn er (de Orat. et horis canonicis, c. 16.) versichert, daß zur Zeit des Thomas von Aquino, also um 1274, noch keine Orgel in der Kirche gewesen sey?

Er gründe sich aber worauf er wolle; so ist es doch gewiß, daß die Orgel schon früher eingeführt worden. Denn schon Theophilus lehrt Orgelpfeifen machen; und er lehrte nichts, was nicht damahls schon dem Gebrauch der Kirche geheiligt war.

Freylich wohl mag die Orgel, welche Konstantinus VI. Kopronymus ums Jahr 742 dem Könige Pipin schickte, noch unförmlich genug gewesen seyn. Von ihr ist die Stelle beym Lambertus Schafnab. unter dem Jahre 758 nachzusehen, woraus Aventinus und Marianus Skotus ihre Nachrichten ohne Zweifel genommen haben.

Ueber diese Erfindung der Orgeln, und ihre erste Einführung in die Kirchen hat man viele, und zum Theil mühsame, obgleich nicht ganz befriedigende Untersuchun-

gen angestellt; und selbst das so allgemeine Wort, organum, welches ein jedes Instrument bedeuten kann, hat manche Mißdeutungen, und vermeinte frühere Auffindungen ihres Daseyns veranlaßt. Von den Schriftstellern, die theils historisch, theils theoretisch, über die Orgeln geschrieben haben, findet man in J. Adelung's Anleitung zur musikal. Gelartheit, (Erf. 1758. 8.) S. 337 ff. ein ziemlich vollständiges Verzeichniß; und in den Hannöverischen Gelehrten Anzeigen v. J. 1754 steht St. 91 f. eine historische Untersuchung der Kirchenorgeln, worin sich das Meiste hieher gehörige, obgleich ohne krittische Würdigung, beysammen findet. Hawkins hat in seiner General History of the Science and Practice of Music, Lond; 1776. 5 Voll. 4.) I. p. 398 ff. und an mehrern Orten, die das Register des fünften Bandes nachweist, verschiedne merkwürdige Alterthümer der Orgeln gesammelt; und am neuesten hat Dr. Burney in s. General History of Music die davon noch vorhandenen Nachrichten mitgetheilt. Aus ihm will ich hier nur einige der vornehmsten Umstände kurz berühren.

Die hydraulische, oder Wasserorgel ist, wie bekannt, sehr alt, und vom Vitruv (L. IX. c. IX.) beschrieben. Man sehe

darüber Dr. Burney, Vol. I. p. 512. — Hier aber ist nur von unserm gewöhnlichen Windorgeln die Rede; und von ihnen findet sich die früheste Spur in einem Sinngedichte der griechischen Anthologie, (L. I. c. 86. 8.) welches Dr. B. mittheilt, und welches dem Kaiser Julian dem Abtrünnigen beygelegt wird, der in der zweyten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte. Die darin gegebne Beschreibung kommt wirklich mit der Einrichtung unsrer Orgeln ziemlich überein. Zur Zeit Kassiodor's, im Anfange des sechsten Jahrhunderts kamen die Wasserorgeln fast ganz ab, und man führte Windorgeln mit Blasebälgen ein, die mit der Hand niedergedrückt wurden. Dem Pabst Vitalianus, im siebenten Jahrhunderte, wird die erste Einführung der Orgeln in die Kirchen zu Rom beygelegt; und nach Frankreich soll die erste Orgel von Konstantinopel aus als ein Geschenk von dem Kaiser Konstantinus Kopronymus im J. 757 an den König Pipin gesandt seyn; so, daß man also in Griechenland wohl gewiß die erste Erfindung der Windorgel, wie der Wasserorgel, zu suchen hat. In einem berühmten römischen Missal aus den zehnten oder eilften Jahrhundert, welches unter den Barberinischen Handschriften Nro. 1854 befindlich ist, stehen die Worte: „Hic ca-

nere incipit clericus cum organis." Und nach Mabillon und Muratori wurden die Orgeln sowohl in Italien, als in Frankreich, England und Deutschland, im zehnten Jahrhunderte sehr gewöhnlich.

Lambertus Schafnaburgensis, der um die Mitte des eilften Jahrhunderts lebte, bemerkt in s. Hist Germanor. (s. Struvii Scriptt. Rer. Germ. T. I. p. 310.) beym Jahre 756: „Organa primum missa sunt Pipino ex Gracia." — Marianus Skotus, der noch in eben dem Jahrhunderte lebte, scheint doch den Lambert von Schaffenburg nicht abgeschrieben zu haben, ob er gleich in seiner Chronik (s. Struv. T. I. p. 633.) nichts weiter hierüber sagt, als bey dem J. 757: „Organum primitus venit in Franciam, missum Pipino regi a Constantino imperatore de Graecia." — Eben so wenig möchte Avantinus diese Nachricht aus jenen beyden genommen haben, die in s. Annal. Boior. (Ingolst. 1554. fol.) p. 300, so lautet: „Munera Imperatoris, que a legatis deferebantur, erant instrumentum Musicae maximum, res adhuc Germanis et Gallis incognita; Organon adpellant. Cicutis ex albo plumbo compactum est, simul et follibus inflatur, et manuum

pedumque digitis pulsatur." Nur scheint Aventinus in diese Erzählung die Beschreibung der Orgeln, wie sie zu seiner Zeit waren, willkührlich hinein gebracht zu haben. Im achten Jahrhundert hatten sie schwerlich schon diese ganze Einrichtung; wenigstens ist die Erfindung des Pedals gewiß viel neuer. Sie wird gemeiniglich erst ins Jahr 1480 gesetzt, und einem Deutschen, Bernhard, beygelegt, der sich lange zu Venedig aufhielt. S. M. Anton. Cocc. Sabellici Rhapsod. Hist. Ennead. VIII. „Sixti v. Pontivicis tempore musicae artis vitum, omnium, qui unquam fuerunt, sine controversia praestantissimum, plures annos Venetiae habuerunt, cognomento Teutonem. Primus hic in Organis auxit numeros, ut et pedes quoque juvarent concentum funiculorum attractu."

Der Theophilus, dessen Lessing oben erwähnt, ist Theophilus Presbyter, in dessen Diversarum Artium Schedula das letzte Kapitel (L. III. c. 76.) de Organis handelt, und zur Verfertigung der Orgelpfeifen Anleitung giebt. S. die Lessing. Beyträge z. Gesch. u. Litt. a. d. Wolfenb. Bibl. St. VI. S. 422 ff.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Werke

Bd.: 30

Wien 1804

Opp. 528-30
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604335-6